



Nr. 52/53 / Jahrgang 26/2012

Beiträge zur katholischen Erwachsenenbildung

begegnung:nähe:genießen

Dokumentation zum 2. Literaturpreis



**Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.**

begegnung:nähe:genießen

Dokumentation zum 2. Literaturpreis



**Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.**

Stuttgarter Hefte
Beiträge zur Katholischen Erwachsenenbildung

Herausgeber: Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
Jahnstraße 30, 70597 Stuttgart

Redaktion: Dorothee Kluth

Druck: Druckerei Marquart GmbH,
88326 Aulendorf

ISSN-Nr. 0934-0599

Das Copyright liegt bei den Autorinnen & Autoren.

Liebe Leserin, lieber Leser,

Sie halten mit diesem Stuttgarter Heft die Dokumentation des Zweiten Literaturwettbewerbs der Katholischen Erwachsenenbildung Diözese Rotenburg-Stuttgart e.V. in der Hand. Die Jury des Literaturpreises hat nicht nur die zwei Preisträgerinnen und den Preisträger ausgewählt, sondern auch weitere Texte aus dem Wettbewerb für die Veröffentlichung benannt.

In diesem Heft finden Sie diese Texte, die unterschiedlicher kaum sein können. Junge und Ältere, Männer und Frauen haben sich beteiligt und werden hier wieder gegeben. Lyrik- und Prosa-Beiträge sind vertreten, Menschen mit Wurzeln in Deutschland oder auch in anderen Kulturen.

Als Einrichtung der allgemeinen Weiterbildung in Baden-Württemberg, als Einrichtung in katholischer Trägerschaft, offen für alle Menschen und thematisch weit gespannt, werden wir weiterhin im Zwei-Jahres-Rhythmus unseren Literaturwettbewerb ausschreiben.

Am Ersten Literaturwettbewerb beteiligten sich mehr als 250 Schreibende, das war uns Ansporn genug weiter zu arbeiten. Beim Zweiten Literaturwettbewerb waren es über 500 Einsendungen.

Wir freuen uns über diese Resonanz und bedanken uns bei allen Teilnehmenden herzlich, besonders bei jenen, die uns das Recht auf einen Abdruck ihres Beitrags gegeben haben.

Ihnen wünschen wir Freude und Erkenntnis bei der Lektüre.

Dorothee Kluth
Referentin für Öffentlichkeitsarbeit

Dr. Michael Krämer
Leiter

Gabriele Pennekamp
Vorsitzende

Vorwort	3
Begrüßung	7
Laudatio	9
Die ausgezeichneten Texte	13
Beate Rosner	13
Udo Pörschke	15
Luise Besserer	19
Weitere Texte	23
Uwe Björknes	23
Ulrich Horstmann	24
Anke Laufer	27
Friedhelm Lövenich	33
Gabriele Markus	34
Wahid Nader	36
Gesa Nawroth	37
Anna Margareta Oldenburg	40
Monique Philippart	45
Christine Pilot	49
Dirk Schindelbeck	51
Nicole Schnetzke	53
Petra Urban	54
Barbara Zeizinger	59
Bio-Bibliographie	61
Stuttgarter Hefte	71

**Liebe Preisträgerinnen, lieber Preisträger,
lieber Herr Dr. Drumm,
verehrte Gäste,
meine Damen und Herren,**

zum zweiten Mal vergibt die Katholische Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V. heute ihren Literaturpreis. Als Vorsitzende der keb DRS, mein Name ist Gabriele Pennekamp, ist es mir eine große Freude Sie heute zu diesem Anlass begrüßen zu dürfen.

Ein besonderes Willkommen gilt unseren drei Preisträgern: Beate Rosner aus Forchheim, Luise Besserer aus Freiburg und Udo Pörschke aus Marktheidenfeld. Wir freuen uns, dass Sie heute bei uns sind und dass Sie nachher Ihre Texte lesen werden.

Ganz herzlich begrüße ich auch Lisa Walther, die unsere Preisverleihung musikalisch begleiten wird.

Erlauben Sie mir zu Beginn zwei kurze Anmerkungen:

Ich werde der Frage nachgehen, warum wir als Katholische Erwachsenenbildung einen solchen Preis ausschreiben und ein paar Gedanken zum Thema des diesjährigen Literaturpreises anfügen.

Die Katholische Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart ist bisher die einzige katholische Bildungseinrichtung, die einen Literaturpreis offen ausschreibt. Dass wir in diesem Jahr 511 Einsendungen im Rahmen unseres Wettbewerbs erhalten haben, zeigt, dass wir für Schreibende offensichtlich – sowohl vom Thema wie vom Rahmen her – ein ansprechendes Umfeld bieten. Deutschsprachig Schreibende aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Dänemark, Schweden, den Niederlanden, Luxemburg, Tschechien, Rumänien und Polen haben sich an unserem Wettbewerb beteiligt.

Warum also ein solcher Literaturpreis?

Unser zentrales Thema ist Bildung, genauer: allgemeine Weiterbildung. Sprache und Kommuni-

kation sind für uns das wesentliche Element, in dem Bildung sich abspielt. Wir haben ein großes Methoden-Repertoire, das auch kreative Methoden umfasst. Am Ende aber geht es immer wieder darum, zur Sprache, zum Sprechen zurück zu kommen: Sprechen, um zu verstehen. Wenn wir aber verstehen wollen, brauchen wir eine möglichst differenzierte und ausdrucksstarke Sprache, eine Sprache, die sich nicht in Klischees ergeht, eine Sprache, die verstanden wird, die authentisch und zeitgenössisch ist.

Und wo anders sollten wir eine solche Sprache lernen als bei den Menschen, die schreiben, bei Autorinnen und Autoren, bei Dichterinnen und Dichtern vielleicht noch mehr. Und deswegen laden wir alle zwei Jahre Schreibende ein, zu einem Thema zu schreiben, das uns in der keb gerade umtreibt, das wir für wichtig halten.

Gleichzeitig liegt uns Sprache noch aus einem ganz anderen Grund nahe: Wir verstehen uns als Erwachsenenbildung in einer christlichen Tradition in der Katholischen Kirche. Das Christentum ist eine Offenbarungs- und Buchreligion – so wie die beiden anderen abrahamitischen Religionen – Judentum und Islam – auch. Wer aber vom Logos am Anfang spricht, wie eines unserer Evangelien, der muss sich wohl auch um das Wort heute bemühen. Und auch das ist ein Grund dafür, dass wir diesen Preis ausschreiben und alle zwei Jahre weiter ausschreiben werden.

Nun zum Thema des diesjährigen Literaturwettbewerbs, die keb hat das Motto: begegnung:nähe: genießen gewählt, damit steht der Literaturwettbewerb in inhaltlicher Nähe zum Projekt „BOBBImobil“ (vgl. www.bobbimobil.de)

Tatsächlich ist das Moment der Begegnung in unserer Erwachsenenbildung von besonderer Bedeutung. Wir gehen davon aus, dass erwachsene Menschen in der Begegnung miteinander, im gemeinsamen Gespräch, in einem Dialog – der diesen Namen verdient – gemeinsam Wege ihrer eigenen Entwicklung entdecken können, dass sie ihr

eigenes Lernen lebenslang selbst steuern können, dass sie dafür bisweilen Anregungen, professionelle Begleitung und Unterstützung brauchen, dass sie aber schließlich selbst merken und wissen, was für sie gut ist.

Nähe ist für Menschen jeden Lebensalters von hoher Bedeutung. Ohne Nähe zu anderen Menschen verhungern wir schlicht, wie wir auch ohne Brot verhungern. Nähe hilft uns bei unserer Selbstentdeckung und damit in unserer Entwicklung. Eltern wissen, dass Kinder ohne Nähe nicht lebensfähig sind. Und in gewisser Weise prägt uns diese kindliche Erfahrung des Bedürfnisses nach Nähe – mehr oder weniger – ein ganzes Leben lang.

Und das Genießen ist einfach Ausdruck katholischer Kultur:

Genießen ist das Gegenteil von Konsumieren. Genießen hat mit Achtung und Respekt zu tun, es ist

Zeichen gelingenden Lebens. Wo Genießen beginnt, hört das bloße Verbrauchen auf. Genießen ist eine Haltung, die wir miteinander vielleicht wieder lernen müssen. Genießen können wir uns gegenseitig und das was uns als Nahrung dient, genießen können wir einen schönen Tag oder ein Glas Wein, genießen können wir die Nähe eines anderen Menschen und einen Waldspaziergang, Begegnungen können wir genießen und Worte, die wir lesen oder hören.

In diesem Sinne lade ich Sie jetzt ein: Genießen Sie die Musik, genießen Sie die Worte und Texte, die Sie hören und genießen Sie, dass das alles hier miteinander und in diesem schön gestalteten Kirchenraum geschieht.

Gabriele Pennekamp

Vorsitzende keb Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

„Wir stehen umschlungen im Fenster“

(Paul Celan)

Laudatio auf die Preisträgerinnen und den Preisträger des 2. Literaturpreises der keb Diözese Rotenburg-Stuttgart e.V.

**Verehrte Preisträgerinnen,
sehr geehrter Preisträger,
liebe Gäste, meine Damen und Herren,**

neben der sprachlichen Gestaltung und der literarischen Konsistenz war der Jury bei ihrer diesjährigen Entscheidung auch die Umsetzung der Thematik von besonderer Bedeutung.

Erlauben Sie mir deshalb, bevor ich zu den Preisträgerinnen und dem Preisträger komme, ein paar Anmerkungen zum Thema des diesjährigen Wettbewerbs und seiner Bedeutung für die Katholische Erwachsenenbildung.

Katholische Erwachsenenbildung ist im besten Sinne das, was Katholizismus will und braucht: Ein Ort des Genießens, ein Ort der Begegnung und ein Ort der Nähe. Und wo es ums Genießen geht, ist Missbrauch ausgeschlossen, denn Genießen ist das Gegenteil von Konsum, von Gewalt und von Missbrauch.

Sapere aude, dieser Grundsatz der europäischen Aufklärung lässt sich ja durchaus in zweifacher Weise lesen: Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen, aber auch: habe Mut zu schmecken, zu genießen.¹

Unter diesem Akzent stand der Literaturpreis 2011 der keb.

Gleichzeitig hat Genießen etwas mit Nachhaltigkeit und Zukunft zu tun, mit Verantwortung für

mich selbst und die Menschen um mich – in dieser Zeit wie in Vergangenheit und Zukunft.

Erlauben Sie mir also, anhand eines Gedichtes, das außerhalb aller Bewerbungen und Bewertungskriterien stand, weil es viel früher (nämlich zunächst 1948 und dann 1952) erschienen ist, zu zeigen, was ich unter der Perspektive des Literaturpreises und seiner Thematik verstehe.

CORONA

Aus der Hand frißt mir der Herbst sein Blatt:
wir sind Freunde.

Wir schälen die Zeit aus den Nüssen
und lehren sie gehen:
die Zeit kehrt zurück in die Schale.

Im Spiegel ist Sonntag,
im Traum wird geschlafen,
der Mund redet wahr.

Mein Aug steigt hinab zum Geschlecht der Geliebten:
wir sehen uns an,
wir sagen uns Dunkles,
wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis,
wir schlafen wie Wein in den Muscheln,
wie das Meer im Blutstrahl des Mondes.

Wir stehen umschlungen im Fenster, sie sehen
uns zu von der Straße:

es ist Zeit, daß man weiß!
Es ist Zeit, daß der Stein sich zu blühen bequemt,
daß der Unrast ein Herz schlägt.
Es ist Zeit, daß es Zeit wird.

Es ist Zeit.

*Paul Celan*²

¹ vgl. Menge-Gu?tling, *Enzyklopädisches Wörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache*

² Paul Celan, *Mohn und Gedächtnis, 1952, jetzt: Paul Celan, Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe, Frankfurt a.M. 2003, 39*

Der Titel, der gleichermaßen ein Mädchenname sein kann wie ein Schlüsselwort (Kranz, Krone, Kreis), mag zunächst außerhalb der Betrachtung bleiben. Die ersten Zeilen des Textes verweisen jedenfalls auf den Herbst und darauf, dass das Ich des Gedichtes und der Herbst in einem verwandten freundschaftlichen Bezug stehen. Herbst ist bei Celan immer auch als Herbst der Geschichte zu sehen. Und das herbstliche Blatt ist das bunt und tödlich eingefärbte wie auch das Blatt des Schreibenden, das Blatt dieses Textes also, das ebenfalls dem Herbst verfällt, weil es „sein Blatt“ ist. Und wer wollte nicht angesichts des drohenden Winters die Zeit beschleunigen auf ein Frühjahr hin, wenn es denn eins gibt. Gleiches gilt auch angesichts einer Geschichtszeit, die den Untergang zur Genüge kennt und nach Zukunft schreit. Aber: Die Zeit lässt sich nicht beschleunigen. Sie verkapselt sich erneut, braucht eben die Reifung oder sie entzieht sich einfach.

Was hier beschrieben wird ist eine Endzeit, die über sich hinausweisen will und es doch mit allem Menschenbemühen nicht kann. Und vielleicht hat ja jede Zeit, gefühlsmäßig unsere jedenfalls, etwas von dieser Ahnung des Endes, wie jeder Mensch sein Ende weiß, aber nicht versteht.

Das im Gedichtband vorausgehende Gedicht „Spät und tief“ endet mit dem prophetisch anmutenden Sehnsuchtsatz: „Es komme ein Mensch aus dem Grabe“: Auch hier ist „Spät und tief“ der Ort in der Menschheitsgeschichte, wie er nach dem letzten Krieg erreicht schien, nach der Shoah, nach dem Tod von zig Millionen Menschen.

Es war ein unerfüllbarer Hoffnungssatz mit dem das Gedicht endete, und dies Gedicht „Corona“ greift das vorige auf mit dem Sonntag, der ja nicht der letzte Tag der Woche und nicht der erste ist, sondern der achte Tag, der alle Geschichte um eins überschreitet, so jedenfalls jüdisches – und in gewisser Weise auch mit Ostern – christliches Denken.

Wenn im Spiegel Sonntag ist, wie das Gedicht sagt, dann kann nur der Spiegel des Vorausgehen-

den gemeint sein, der Spiegel einer Geschichte, die nicht bei sich bei sich bleiben kann, weil sie in sich verloren wäre. Und wenn im Traum geschlafen werden darf, dann deswegen, weil Träume sich erfüllt haben und nichtig sind. Wenn der Mund wahr redet, dann ist damit eine Zeit erreicht, die der Sprache genau das lässt, was sie sein will: Wahrsagung. Denn gelogen wurde genug, gelogen wird genug, jede Werbung, jede Propaganda ist derlei Lüge, gegen die das Gedicht steht, das uns auf uns selbst verweist und den Sinn unserer Worte und unseres Sagens – im besten Sinne.

Aus welcher Kraft das Gedicht diese Fähigkeit bezieht, diese Hoffnung auf Sonntag und Wahrheit, auf Traumlosigkeit, die auch die Alpträume der Geschichte umfasst, zeigt sich in den folgenden Zeilen.

Es ist eine Liebesgeschichte, die hier erzählt wird, eine Geschichte intensivster Begegnung, die Du und Ich zu einem Wir werden lässt: Das hinabstehende Auge, eine visuelle Sehnsucht nach Intimität und engster Begegnung. Das „Sich-Dunkles-Sagen“, das sowohl auf die Verdunklung der Zeit verweist wie auf die Sprache der Liebe, die unverständlich ist für die anderen, die nicht lieben, auf die Paar-Sprache, die allen jenseits des Paares ein Rätsel bleibt.

Doch erzählt das Gedicht ja nicht nur, sondern es tut auch, was es erzählt: Es spricht selbst im Wir-Wort dunkel: „Wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis“, Mohn, das ist der Schlafmohn, das Kraut des Vergessens, ein Konkretum, dem das Abstractum Gedächtnis gegenüber gestellt ist als dessen Gegenteil, und so stoßen zwei Inhalte aufeinander: Vergessen und Erinnern und zwei Sprechweisen: Bild und Begriff. Und sie vermählen sich im Bild: „Wie der Wein in den Muscheln“, auch hier Bewahrendes und Rauschhaftes und zugleich der Hinweis auf die Erotik (Muschel) und das Meer. Das Meer wird auch gleich aufgegriffen und mit dem Blutstrahl in Verbindung gebracht, mit dem Mond auch, mit dem es ja per Ebbe und Flut in engstem Kontakt steht.

Nur findet hier eine kleine Verfremdung statt: Der Silberstrahl des Mondes oder Ähnliches, das ist romantisches Vokabular: Der Blutstrahl dagegen überhaupt nicht. Und findet noch in dieser höchsten Intimität auch das vergossene Blut seinen Ort. Zukunft und Hoffnung sind eben doch nicht unberührt von dem, was war, von der Geschichte, dem Leiden von Menschen, und noch in jede Begegnung fließt ein, was war und hoffnungslos machte, auch wenn jede Begegnung Hoffnung statuieren möchte.

Und so nimmt das Gedicht einen dritten Anlauf und will aus der Veröffentlichung der Begegnung, aus der Nähe der Liebenden neue Kraft gewinnen. „Wir stehen umschlungen im Fenster, sie sehen uns zu von der Straße“. Und aus dieser Öffentlichkeit gewinnt das Gedicht die Überzeugung, dass neue Zeit notwendig sei: Zeit des Wissens und des Bewusstseins, Zeit aber auch der Überschreitung aller Möglichkeiten, dass Anorganisches sich verwandle und Leben gewinne, aus der Begegnung aus der Nähe. Nur geht diese Kraft angesichts der Übermacht herbstlichen Untergangs verloren. Auch die Nähe, auch die Begegnung können allenfalls Gleichstand herstellen. Die Liebe ist eben nicht stärker als der Tod, sie ist stark wie der Tod. Und so bleibt die prophetische Evokation: „Es ist Zeit“. Jetzt in jedem Augenblick der Geschichte und unseres Lebens ist der Kairos.

Es geht darum, wie ein anderer jüdischer Autor deutscher Sprache geschrieben hat, Walter Benjamin, dass wir leben sollten, dass jeder Augenblick unseres Lebens die kleine Pforte sein könne, durch die der Messias in die Menschheitsgeschichte eintreten könne.

„Zeit, dass der Stein sich zu blühen bequemt“ – das ist Blochs Ende des Prinzips Hoffnung: „Was jedem in die Kindheit scheint, worin aber niemand war: Heimat“. Das ist das für das unsere Theologie und religiöse Sprache das Wort „Reich Gottes“ hat, das

eben so leer bleiben muss in seiner inhaltlichen Füllung, vielleicht noch leerer als das Wort Heimat.

Celan spricht von Verwandlung, von Wandlung aus dem Wort heraus, aus dem Genuss von Begegnung und Nähe oder anders: aus Liebe und angesichts drängender Zeit aus Notwendigkeit.

Die Emphase, mit der ich hier spreche, hat damit zu tun, dass wir als keb hier einen Auftrag haben. Und aus diesem Auftrag heraus wurde auch der Literaturpreis ausgeschrieben unter dem Motto „begegnung:nähe:genießen“. Wir müssen miteinander lernen, was es heißt in prophetischem, in mystischem Sinn auch, zu sprechen. Wir müssen miteinander lernen, die Zeichen der Zeit als Zeichen des Umbruchs, als prophetische Zeichen zu erkennen. Wir müssen die gegenwärtigen Krisen als Systemkrisen erkennen lernen und nicht als innersystemische Krisen. Und dann gewinnen diese Krisen neue Aussagekraft auf das hin, was notwendig ist in dieser Gesellschaft und in dieser Kirche.

Und wie das Gedicht von der Verwandlung des Steins spricht, so ist es unsere Aufgabe, mit den Menschen, die uns begegnen, mit denen wir zu tun haben, an einer Selbstverwandlung, an der eigenen Menschwerdung und an der Vermenschlichung von Gesellschaft zu arbeiten, aus der Kraft des Eros heraus, oder wenn wir es christlich sagen wollen aus der Kraft des Geistes, der aber ebenfalls ziemlich mit dem Eros verwandt ist.³

Mit dem Thema des Literaturpreises und mit der Interpretation dieses Gedichtes ist der Wunsch an die keb verbunden, das drängende „Es ist Zeit“ zu hören und darauf zu reagieren – aus Liebe und Notwendigkeit.

Liebe und Notwendigkeit: Das sind auch Triebkräfte für jene, die schreiben. Jedenfalls behauptet das Carl Zuckmayer.⁴

³ In diesem Zusammenhang gibt es weitere Hinweise in den Jahresberichten 2010 und 2011 der keb DRS.

⁴ In: „Es muss sein!“ 1987

Und so wende ich mich jetzt Ihnen zu, den Preisträgerinnen, dem Preisträger des heutigen Tages.

Ich beginne mit Ihnen, Frau Besserer, die Jury hat Ihnen für Ihre Erzählung „Mutter entfaltet sich“ den Dritten Preis zuerkannt.

Leipzig – Tübingen – Freiburg: Das sind wichtige Stationen Ihres Lebens. In Tübingen und Freiburg waren Sie beim SWR zuständig für Mundart-Hörspiele.

Sie selbst sagen von sich, Tagebuchschreiben, das sei nicht Ihr Ding. Dennoch hat Ihr Schreiben offensichtlich viel mit dem Leben zu tun. Sie haben in einem Interview davon gesprochen, dass ein schwangerschaftsbedingter Heißhunger Sie dazu gebracht habe, ein Hörspiel über die Betriebsferien beider Bäckereien in einem schwäbischen Dorf zu schreiben.

Auch Ihre hier ausgezeichnete Erzählung weist eine gewisse Lebensnähe auf. Verraten Sie uns, ob auch dieser Text einen unmittelbaren Lebensbezug hat?

(Frau Besserer verneint das.)

Musik ist die andere große Leidenschaft, die Sie umtreibt, genauer das Cello. Können Sie uns sagen, ob es für Sie eine Verbindung zwischen diesen beiden Kunstbereichen gibt?

(Frau Besserer erlebt beide Bereiche als sehr unterschiedlich.)

Herzlichen Dank, Frau Besserer.

Herr Pörschke, Ihnen hat die Jury den Zweiten Preis verliehen für Ihre Erzählung „Unter dem Buddha-Baum“.

Geboren sind Sie in Deutschlands Stadt mit der größten Brauerei-Dichte, in Bamberg. Sie sind von Beruf Lehrer, hatten einen längeren Auslandsaufenthalt in Mexico. Aber Sie sind auch Taucher und Tauchtrainer.

Tauchen und Schreiben – ich habe da an eine Verbindung gedacht. Gibt es die für Sie?

(Herr Pörschke verneint amüsiert diese Verbindung.)

Seit 2010 sind Sie Mitglied im Würzburger Autorenkreis. Was bedeutet die Mitgliedschaft in einer solchen Gruppe für Sie?

(Herr Pörschke verweist auf gegenseitigen Austausch, auf faire Kritik an den jeweiligen Arbeiten, die er als hilfreich erlebt hat.)

Herzlichen Dank, Herr Pörschke.

Frau Rosner, Sie haben zum Literaturwettbewerb fünf Gedichte eingereicht. Es sind Liebesgedichte. Und die Jury hat Ihnen hierfür den Ersten Preis verliehen.

Sie sind in Nürnberg geboren und leben heute in Forchheim. Sie schreiben nicht nur Lyrik, sondern auch Alltagsgeschichten, auch Kriminalgeschichten.

Sie sagen von sich selbst, dass Sie gern öffentlich lesen und Sie begleiten sich dabei oft auch auf der Gitarre. Auch hier also: Musik und Literatur.

Nun sind Lyrik und Prosa ja durchaus sehr unterschiedliche Weisen der Artikulation. Welche Bedeutung haben diese Formen des Sprechens bzw. Schreibens für Sie?

(Frau Rosner weist darauf hin, dass Sie mit der Lyrik begonnen habe und inzwischen eher Prosa schreibe. Das sei Ihre Entwicklung.)

Herzlichen Dank Frau Rosner.

Und Ihnen meine Damen und Herren Danke für Ihre Aufmerksamkeit.

*Dr. Michael Krämer
Leiter der keb Diözese Rottenburg-Stuttgart*

BEATE ROSNER

post von dir

ich lese
deinen namen

und tanzende
buchstaben

rieseln durch
meine seele

aufwind

du gibst meiner freude
einen neuen namen

meiner Sehnsucht
baust du ein nest

du entfachst in mir
aus der luft gegriffene träume

und mein leben leuchtet
in fast vergessenen farben

schatzkammer

ich hüte deine worte
wie edle steine

und sammle deine blicke
wie pures gold

und deine berührungen
wie seltene blüten

sorgsam lege ich damit
einen kreis um mich

ankunft

ich bette mich in
gedanken an dich

und wie in
weiche kissen

lasse ich mich fallen
in dein verstehen

traumpfade

deine finger
wissen die
geheimen winkel
meines körpers

auf meiner haut
zeichnen sie
traumpfade
dem himmel entgegen

2. Preis

UDO PÖRSCHKE

Unter dem Buddha-Baum

Meine ermüdeten Augen klebten nur noch an den Lehm verschmierten Trekkingschuhen meiner Vorderfrau. Schlagartig änderte sich das, als der viel versprechender Duft einer nahe gelegenen Garküche zu mir hinüberzog. Ihr löchriges Segel versprach uns den ersehnten kühlenden Schatten.

Mit dem Sonnenaufgang hatten wir uns aus unseren Betten geschält und uns auf den Weg zu dem kleinen Ort gemacht, der in unserem Reiseführer als Insider Tipp wegen seiner altehrwürdigen Pagode und des farbenfrohen Wochenmarktes angepriesen wurde.

Nach gut vier Stunden im tiefen Dschungel Nordthailands bei Bedingungen, die mich an meinen letzten Dampfbadbesuch erinnerten, träumte ich von einem eiskalten Bier. Zusammen mit einem feurig scharfen, in Kokosmilch badenden Mahl würde es meine Lebensgeister wieder erwecken. Die strahlenden Augen meiner Frau, die zwischen dem kleinen Lokal und mir hin und her wanderten, verrietten, dass sie das Gleiche dachte.

„Zurück laufe ich das nicht mehr“, zeterte Birgit kopfschüttelnd, während ich ohne Aussicht auf Erfolg versuchte mit einem Erfrischungstuch die Spulen der kräftezehrenden Wanderung unter meinem T-Shirt aufzusaugen. „Es gibt bestimmt einen Bus zurück ins Tal“, besänftigte ich Birgit, die, immer noch völlig erschöpft, auf ihren Stuhl plumpste.

Als wir etwa zehn Minuten später glücklich an unserem eiskalten Bier nippten, war die Lebensfreude auch in uns beide zurückgekehrt. Meine Weggefährtin überflog immer wieder die in Thai verfasste Speisekarte, bevor sie mit Hilfe eines Abzählreims für uns bestellte. „Bei den Preisen ist es egal, was da kommt. Wenn es nicht schmeckt, nehmen wir einfach was Neues“, sagte Birgit mit einem Lächeln.

Unter heftigem Zischen garte die Köchin das Essen ihrer einzigen Gäste im schmiedeeisernen

Wok. Wir nutzten die Zeit um unsere geschundenen Beine auszustrecken und drehten unsere Stühle in Richtung der Pagode an der anderen Seite des kleinen Platzes. Obwohl die Temperaturen die Tageshöchstwerte noch nicht erreicht hatten, war fast keine Menschenseele auf dem Platz zu sehen. Unter dem einzigen Baum, einer prächtigen Pappelfeige, saß völlig bewegungslos in seinem orangefarbenen Umhang gehüllt ein alter Mönch. „Was hat der denn da vor sich stehen?“, fragte meine Frau und deutete auf die schlichte Metallschüssel.

„Das ist seine Almosenschale. Immer vormittags gehen die Mönche auf ihre Almosenrunde, denn nach 12 Uhr dürfen sie keine Nahrung mehr zu sich nehmen. Jeder, der das möchte, kann ihnen auf ihrer Tour etwas zu essen geben.“

„Und wenn ihm niemand was gibt?“

Schon erwachte der Lehrer in mir. „Prinzipiell leben die Mönche nur von diesen Gaben. Aber sie müssen keine Angst haben nichts zu bekommen. Für die Buddhisten ist Dana, die Gebefreudigkeit, ein ganz wichtiger Bestandteil ihres Glaubens.“

Da ich bereits sah, wie meine Frau ob meines Vortrags die Augenbrauen hochzog und schmunzelte, ergänzte ich schnell: „Steht jedenfalls im Reiseführer.“

Ich begann selbst zu grinsen.

Mein Kurzreferat über den landestypischen Glauben wurde durch zwei dampfende Mahlzeiten, die uns auf Plastiktellern serviert wurden, unterbrochen. Zu dem köstlich nach Kokos und Curry duftenden Essen hatte uns die Köchin in weiser Voraussicht nicht nur Essstäbchen sondern auch zwei Gabeln auf den Tisch gelegt. Wir starrten auf unsere Teller: „Mein Gott, wenn wir das wirklich alles essen, dann können wir den Weg zurück rollen. Da würde uns auch eine Portion reichen, oder?“

Als Antwort schnappte ich mir einen Teller und erhob mich von meinem Stuhl.

„Was machst du?“, fragte Birgit mit gerunzelter Stirn.

„Dana, mein Schatz“, antwortete ich mit einem Zinkern.

Als ich den Platz überquerte, fragte ich mich, wie der Mönche wohl reagieren würde. Einen Moment wartete ich in der Hoffnung, er würde mich wenigstens ansehen. Dann begann ich zögerlich seine Schale bis zum Rand mit dem immer noch dampfenden Mahl zu füllen und lief hastig zurück zur Garküche.

„Hast du das gesehen? Da mach ich den Topf bis oben hin voll und er bedankt sich nicht einmal.“
Etwas amüsiert entgegnete meine Frau: „Vielleicht ist das aber völlig normal, vielleicht sogar ein festes Ritual, dass er nicht reagieren darf. Hast du darüber nichts in deinem Reiseführer gelesen?“

Während ich mich zurück in meinen Stuhl fallen ließ, bedachte ich sie mit einem grimmigen Blick, worauf Birgit fast unmerklich mit dem Kopf schüttelte. Bei einer zweiten Runde gut gekühltem Bier aus der Flasche machten wir uns über die verbliebene Portion des köstlichen Gemüses mit Reis her, den ich mit einer anständigen Ladung roter Chili-soße bedeckte.

„Hey...das ist schließlich mein Essen. Du weißt, ich mag es nicht so scharf.“ Schuldbewusst löffelte ich die ölig durchdrängte Schicht auf meine Seite des Tellers.

Immer wieder warf ich, auch während Gabel für Gabel dieser Leckerei in meinem Mund verschwand, einen prüfenden Blick auf den Mönch. Dieser saß nach wie vor aufrecht und regungslos vor seiner Almosenschale unter dem Schatten spendenden Baum.

Langsam erwachte der kleine Platz zum Leben. Kinder jagten einem Ball hinterher und zahllose Händler begann langsam den Markt aufzubauen. Liebevoll drapierten sie auf den am Boden ausgebreiteten Decken oder Packkartons Gemüse, Obst, Kleidung bis hin zum Plastikspielzeug „Made in China“.

Mehr und mehr füllte sich die kleine Garküche mit Einheimischen und Touristen. Längst hatte die Kö-

chin Hilfe von einem jungen Mann bekommen. Als dieser unsere leeren Teller abräumte, fragte er uns in überraschend gutem Englisch nach weiteren Wünschen. Spontan entschlossen wir uns noch gebackene Bananen mit Honig zu bestellen, um das Berg-Herunterkugeln noch zu erleichtern. Birgit lehnte sich zufrieden zurück und machte es sich entspannt im Stuhl bequem. Ich nutzte die Gelegenheit und warf einen weiteren Kontrollblick auf „meinen“ Mönch.

Dieser hatte Besuch bekommen. Eine zierliche, in einer farbenfrohen Tracht gekleidete junge Frau stand vor ihm, kramte in ihrem, über dem Arm hängenden Bambuskorb und entnahm ihm ein kleines durchsichtiges Plastikschälchen mit Nüssen. Sie bückte sich und stellte ihre Gabe neben die metallene Schale. Ohne seinen Blick vom Boden zu wenden, drückte der Mönch seine Handflächen vor dem Brustkorb zusammen und deutete eine leichte Verbeugung an.

Ich sah blitzschnell zu meiner Frau. Hatte sie die Szene auch beobachtet? „Von wegen festes Ritual nicht zu reagieren...“

„Schatz“, unterbrach mich Birgit, „hast du dem Mönch etwas gegeben um des Gebens Willen? Oder hast du Dankbarkeit als Gegenleistung erwartet?“

Wortlos und etwas mürrisch über die Belehrung griff ich zu meiner Flasche und leerte sie hastig in einem Zug. Meine Frau signalisierte unserer Bedienung, dass wir bezahlen wollten. Gerade als diese an unseren Tisch getreten war, um auf einer Serviette unsere inzwischen recht stattliche Rechnung zu erstellen, fiel mir eine gebückte Gestalt auf, die mit schweren Schritten aus einer kleinen Gasse kam und direkt den großen Baum ansteuerte. Es war ein älterer Mann mit verfilzten Haaren, einem von der Sonne gegerbten Gesicht und verschlissenen Kleidungsstücken, welche mehr aus Löchern als aus Stoff bestanden. Als sein Weg ihn an dem Mönch vorbei führte, zog er eine noch recht grüne Banane

aus seiner Hosentasche und streckte sie dem Mönch entgegen. Dieser löste seinen Blick vom Boden und nahm die Frucht. Erneut faltete er seine Hände vor der Brust, führte sie an die Stirn und verbeugte sich tief vor dem Bettler. Als er wieder aufrecht saß, begann er mit freundlicher Miene einige Worte an den vor ihm stehenden Mann zu richten.

Fast schon empört über diese Ehrerbietung, die er mir vorher bei meiner Gabe verwehrt hatte, wendete ich mich mit offenem Mund meiner Frau zu, dann aber einem neuen Gedanken folgend direkt an den freundlichen jungen Thai, der gerade dabei war das Wechselgeld abzuzählen. In der Hoffnung zumin-

dest von ihm ein Lob für meine Gebefreudigkeit zu erhalten sprudelten die Geschehnisse der letzten Stunde aus mir heraus. „Habe ich etwas falsch gemacht, den Mönch womöglich beleidigt oder gar gegen einen buddhistischen Brauch verstoßen?“

„Nein, werter Herr“, antwortete der junge Mann, „Sie haben sich richtig verhalten und ganz im Sinne der Lehre Buddhas Dana gezeigt. Aber Buddha hat uns drei verschiedene Arten des Gebens gelehrt. Die Gaben eines Bettlers, die eines Freundes und die eines Königs.“

Ich blickte noch einmal zu dem Baum. Das Rot seiner reifen Früchte leuchtete in der Sonne. Der Mönch war verschwunden.

LUISE BESSERER

1 Mutter entfaltet sich

Meine Schwester und ich kamen zusammen nach Hause. Sie aus der Schule, ich von der Arbeit.

Mutter stand vor dem Spiegel in der Diele. „Zwei neue Falten“ rief sie uns entgegen! Sie hatte sich noch nie an ihren Falten oder anderen Schönheitsfehlern gestört; einmal hatte sie sogar für eine Geburtstagsfeier ein kleines Familientheaterstück geschrieben, in dem es um Facelifting ging; und sie hatte darin mit bissigem Spott den Jugendlichkeitswahn der Gesellschaft auf den Arm genommen und die Gäste mussten schrecklich lachen über die Bemühungen einer Frau, ihre Alterserscheinungen zu vertuschen.

„Aber Mutter“, sagte ich, „du bist doch schön.“ „Ich weiß“, sagte sie und sank in einen Sessel. „Du siehst aus, wie ein Eichhörnchen“, fügte meine jüngere Schwester hinzu. „Wieso, seit wann sehe ich aus wie ein Eichhörnchen?“. Sie sprang auf, rannte wieder zum Spiegel und betrachtete sich aufmerksam. „Siehst Du’s“?, fragte meine Schwester. „Keine Spur“, sagte sie streng, es schien aber, als ob ihr Spiegelbild ein bisschen zwinkre.

Es stellte sich heraus, dass ihr Freund – sie hatte einen Freund! – gefragt hatte, was sie denn da für eine Falte mache. Sie fand diese Frage, die ihr fast ein Vorwurf schien, unerhört. „Was hat er denn noch gesagt“, kicherte meine Schwester. „Reicht das nicht? Mehr hätte ich gar nicht verkräftet“, klagte die Mutter. „Außerdem stimmt es auch gar nicht“, sagte die liebe Kleine, „es sind ja zwei“. „Aber ich mache sie doch nicht“, rief Mutter. „Wenn du sie nicht machen würdest, hätten sie sich nicht einprägen können“, so die Zweitgeborene. Mutter seufzte sehr. Wir erinnerten sie daran, dass sie Falten immer total okay gefunden hatte, dass sie „Krähenfüße“ um die Augen lustig fand, dass wir uns einig waren, glatte Gesichter seien langweilig, und dass sie geradezu stolz war auf die steilen Falten zwischen ihren Augenbrauen, die sie als Zeichen gerne betriebenen Nachdenkens wertete. Dies alles könne man nicht vergleichen,

meinte sie, mit Falten, vielmehr kleinen Wülsten, die sich plötzlich heimtückisch vom äußersten Mundwinkel herabfallen ließen und ihrem Gesicht, nun sahen wir es erst, etwas Komisch-Verzweifeltes gaben. Sie war untröstlich. Ich hatte eine Idee: „Sicher ist es eine Sache der Beleuchtung“. In einer Zeitschrift hatte ich gelesen, dass Frauen, nicht mehr ganz jung, immer darauf achten sollten, sich ins rechte Licht zu rücken. Wir experimentierten jetzt zu Dritt vor dem Spiegel, machten die Haustür auf und zu, das Licht an und aus, und tatsächlich, je nachdem wie Mutter ihren Kopf drehte und wendete, erschienen oder verschwanden die Falten. Leider waren sie aber meist recht deutlich zu sehen. „Es wird noch so weit kommen, dass ich mich liften lassen muss“, rief sie verzweifelt. Man wusste bei ihr allerdings manchmal nicht so recht, ob sie Theater oder Ernst spielte. Spielen tat sie oft, es war fast nie langweilig mit ihr. Sie schob die Haut vorsichtig außen an den Wangen etwas in die Höhe und siehe, die Falten verschwanden fast. Schob sie etwas zu sehr, so gingen die Mundwinkel auch etwas nach oben, was jedoch albern aussah. Voller Forscherdrang und ganz sachte drückten, zogen und schoben wir nun abwechselnd, und stellten schließlich fest, dass zwischen den Augenwinkeln und etwa in mittlerer Ohrhöhe im Bereich der äußeren Wangen circa ein Zentimeter Haut übrig, also zuviel war. „Nur ein Zentimeter Haut weniger und die Hängewülstchen wären nicht vorhanden“, dachte meine Schwester, auf Abhilfe sinnend, laut nach. Das Wort Hängewülstchen löste bei Mutter Fassungslosigkeit, neue Seufzer und Verzweiflungslaute aus. Sie sank wieder in den Sessel.

Der Briefkasten an der Haustür klapperte und eine Ansichtskarte fiel auf den Boden. Meine Schwester hob sie auf. „Von IHM“, sagte sie übertrieben bedeutungsvoll zu mir und schwenkte die Karte durch die Luft, „vom Faltenforscher.“ – „Gib her“, befahl Mutter. „Ich lese vor“, sagte meine Schwester und tat’s. „Schönste!“ las sie, „Schönste“, ... – „Zweimal wird er’s wohl nicht geschrieben

haben“, sagte Mutter, „lies weiter!“. „Schönste“, meine Schwester badete geradezu in der Anrede, „ich komme übermorgen, Donnerstag, um 14.43 Uhr, am Hauptbahnhof an. Wann sehen wir uns? Holst Du mich ab? Kuss! Tom“. Mutter hatte die Vorlesung sichtlich genossen. Ihre Augen strahlten, ihre Gesichtsfarbe hatte sich in ein honigfarbenedes Rosarot verändert. Sie fragte erwartungsfroh: „Was ist heute für ein Tag?“. „Donnerstag“ sagte ich, „14 Uhr 01“, fügte meine Schwester schonungslos hinzu. Mutter sprang auf, rannte wieder zum Spiegel, sie nahm gleichzeitig Haarbürste, Wimperntusche und Lippenstift in die Hand. Nachdem sie sich frisiert hatte, zog sie sich um. Die Frisur war wieder hin. Die Verschönerungsaktion begann von vorne, begleitet von unseren Ratschlägen. „Du brauchst keine Jacke, es ist ganz warm“. „Die Jeansbluse ist super“. „Hier, Deine neuen Sandalen“. „Du kannst meine blauen Ohrclipse nehmen“. Schließlich gab sie uns einen Kuss und warf die Handtasche über die Schulter. Keine Spur von Falten oder gar Hängewülstchen war zu sehen. Eine schöne Frau verließ das Haus. Wir standen unter der Haustüre und winkten und meine Schwester rief ihr nach: „Soll ich mitkommen?“. Mutter zeigte ihr den Vogel und entschwand unseren Blicken.

2 Mutter verreist – mit Hut

Mutter – sie hat es mir hinterher selbst erzählt – reiste zu IHM, zu ihrem Freund. Das war immer mit etwas Heimlichtuerei verbunden, denn sie hatte sich auch lange nach der Trennung noch nicht daran gewöhnt, einen Freund zu haben. Sie fuhr mit dem Bus zum Bahnhof. An der ersten Haltestelle sah sie schon von weitem Tante Helene stehen. Ihr hatte man bisher natürlich nichts vom Freund erzählt, denn Mutter findet, sie sei sehr moralisch, hoffnungslos altmodisch und der Meinung, wenn man sich einmal mit einem Manne eingelassen habe, dann müsse diese Entscheidung lebenslang gelten. Wahrscheinlich war bei ihr selbst le-

benslänglich überhaupt nichts passiert und nun steckte sie ihre Nase trittbrettfahrenderweise in die Angelegenheiten ihrer Mitmenschen. Bei Mutter war das mit dem Beziehungsleben nun eben anders gelaufen. Beim Anblick von Tante Helene an der Haltestelle überschlugen sich ihre Gedanken, panisch überlegte sie, ob sie, wenn die Tante vorne einstieg, ganz schnell hinten aussteigen sollte. Aber dann hätte sie ihren Zug verpasst.

Mutter hatte einen Hut auf. Ausnahmsweise. Und weil es ein bisschen schneite und sie Schirme immer irgendwo stehen ließ. Sie genierte sich in zweierlei Hinsicht. Erstens wegen ihres Reisezieles und zweitens wegen des Hutes. Mutter überlegte fieberhaft, was zu tun sei. Die Bustür öffnete sich schon. Sollte sie den Hut tief ins Gesicht ziehen und zum Fenster hinausschauen? Sollte sie den Hut auf den Nebensitz legen und so tun, als hätte ihn jemand liegenlassen? Sollte sie zur Tante sagen, „ach, ich will schnell nochmal ins Institut, ich hab etwas vergessen“ – das stimmte sogar, denn sie vergaß immer etwas – „und jetzt muss ich nochmal weg – bei diesem Wetter“. „Und – ach ja“, könnte sie sagen, „da kann ich den Hut hier gleich mitnehmen und beim Fundbüro abgeben“.

Die Tante war eingestiegen, sie kam den Mittelgang entlang auf Mutter zu und erkannte sie nicht – vermutlich wegen des Hutes. Alles wäre gut gegangen, wenn, ja wenn Mutter hätte an sich halten können und nicht in ihrer offenen freundlichen Art Tante Helene am Arm gepackt und gerufen hätte: „Ich bins, Tante Helene, ich! Mit Hut!“ Tante Helene war sehr erstaunt. „Was hast Du denn heute noch vor?“, fragte sie erwartungsgemäß. „Oh, ich habe vergessen, ich will noch schnell...“ Mutter geriet aus dem Konzept... „meinst Du wegen des Hutes?“ – „Nein, wegen der Reisetasche“, sagte Tante Helene und setzte sich. Ach du großer Schreck! An die Reisetasche hatte sie ja überhaupt nicht gedacht. „Ach ja, natürlich, die Reisetasche“, stotterte Mutter, „ach weißt Du, ich fahre nach

Karlsruhe, Freunde besuchen“. Den Plural vernuschelte sie etwas, damit es nicht ganz so sehr gelogen war, dann fuhr sie ablenkend fort: „weißt Du, ich war heute morgen beim Zahnarzt...“. Das sei nun doch wirklich kein Grund, nach Karlsruhe zu fahren, sagte die Tante streng, hellhörig geworden und misstrauisch, denn sie hatte schon gemerkt, dass ihr etwas verheimlicht werden sollte. „Und deine Kinder, die lässt Du einfach allein, um zu FREUNDEN! zu fahren?“ – „Also Tante Helene, die Kinder sind achtzehn und fünfzehn.“ Die Tante meinte, gerade in diesem Alter gälte es, ein wachsaues Auge auf die Töchter zu haben; sie könne ja morgen mal bei ihnen vorbeischaun. Das kam ja immer noch schlimmer. Mutter versuchte, die Tante von diesem Plan abzubringen, und dachte dabei laut: „Oh nein, das musst Du wirklich nicht, wer weiß, was die Ute...“ und hielt erschrocken inne. „Ja, die Kleine hat eine blühende Phantasie“, so die Tante, aber anscheinend blühte die ihrige auch, wenn auch, wahrscheinlich, diese Phantasie der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen schien, denn sie fragte jetzt: „Wie heißt er denn?“. Dann sprang sie mit einem kleinen Schrei auf, weil ihre Haltestelle gerade angefahren wurde und die Türen sich schon öffneten. Der Bus blieb etwas länger stehen, weil eine Schulklasse einstieg. Mutter lehnte erschöpft den Kopf ans Busfenster. Diese Tante, diese Heimlichkeiten. Dann riss sie erstaunt die Augen auf: sie sah die Tante aussteigen; erst jetzt fiel ihr deren schicker Hosenanzug auf, außerdem trug sie rote Schuhe mit Absätzen! Rote Schuhe! Sie sah, wie unter dem Haltestellendach ein gut aussehender weißhaariger Herr hervortrat, sie richtiggehend anstrahlte, einen Schirm aufspannte, den freien Arm nach ihr ausstreckte und... ja was unter dem Schirm geschah, konnte sie nur am engen Zusammenstehen der beiden erahnen, die komplette Wahrheit wurde vom Schirm verdeckt. Und gleichzeitig mit dem Bus setzten sich die beiden untergehakten Menschen mit Schirm in Bewegung. Mutter war fassungslos. Diese... hatte sie nicht zu diesen unsäglichen roten Schuhen auch noch ein

rotes Täschchen umhängen gehabt? Dass die sich nicht schämte – in ihrem Alter! Diese... diese ... Geheimniskrämerin!

3 Mutter und ER

„War's nicht schön mit deinem Gspusi“, fragte meine kleine Schwester Ute die Mutter. „Nur weil sie einmal nicht singend zur Tür hereinkommt“, wies ich sie zurecht, denn ich war die Ältere. „Tom ist nicht mein Gspusi“, sagte die Mutter streng. – „Ja, was macht ihr denn dann bloß jeden Abend so lang?“ – „Auf alle Fälle nicht gspusen“, sagte Mutter, „zweitens nicht jeden Abend und drittens...“ – Die Kleine: „Moment, Moment, was war gleich nochmal erstens?“ Das Biest wollte bloß noch einmal das Wort gspusen hören. Ich half also nach: „gspusen“, sagte ich, und wartete gespannt auf den Fortgang des Dialogs. „Er ist beleidigt“, sagte Mutter, „vielleicht ist es aus, er hat keinen Humor, er versteht keinen Spaß, und mich versteht er auch nicht.“ – „Und fünftens“, sagte Ute, „mag er vermutlich nur reife Frauen.“ „Das würde ja nichts machen“, wagte ich einzuwerfen, obwohl ich weiß, dass Mutter meine Äußerungen nicht so großzügig wegsteckt, wie die der Kleinen. „Was soll das mit den reifen Frauen?“, rief sie. Dieses Wort hatte sie offenbar etwas verunsichert. „Ja so halt“, sagte die liebe Kleine lässig, „weil sonst, wenn er dich nicht versteht, könnte ich ihn ja nehmen“. Ich lachte hämisch: „er ist ja vermutlich kein Kinderschänder“. „Ich bin fünfzehn“, schrie Ute „und er ist mein Typ“. „Wenn ihm die Mu gefällt, kann er an dir ja wohl nicht viel finden. Außerdem müsste er da ziemlich lange suchen, bis er überhaupt was findet“. Meine herzallerliebste Schwester stürzte sich mit Kriegeschrei auf mich.

Mutter mischte sich nachdenklich einen Campari-Soda. Sogar für uns beide brachte sie Gläser mit ausnahmsweise einem winzigen Schuss Campari und viel Wasser. Ganz stolz stießen wir mit ihr an, wussten aber nicht recht, worauf. Dann saßen wir

zu dritt nebeneinander auf dem Sofa. Mutter seufzte, es hörte sich an, als wolle sie uns in die Geschichte einweihen. Die Kleine horchte auf. Auch ich war gespannt. Dann begann sie tatsächlich: „Ihr kennt doch diese alte Kirche auf dem Platz mit der italienischen Bar gegenüber von Toms Wohnung?“ – „Wo du immer auf ihn wartest“, flötete Ute. „Wo ich aus der S-Bahn steige und er auf mich wartet“, stellte Mutter richtig. „Was ist mit der Kirche?“ – „Ich habe schon oft gesagt, das sei so eine seltsame Stilmischung und ich wolle sie gerne einmal von innen sehen“. – „Ja und?“ – „Und heute, als wir in der Bar saßen und einen Capuccino tranken...“ – „bevor ihr...“ – ...“jetzt lass sie doch ausreden!...“ – „da sagte ich also auch wieder, ich möchte diese Kirche mal von innen sehen“. – „Ja und?“ – „Ja und, da sagte Tom: ‘wenn du mich endlich heiratest, dann siehst du die Kirche von innen‘“. Erst war es ganz still, dann hauchte Ute, „und dann? Was hast du gesagt?“ – „Ich habe gesagt, er solle keine dummen Witze machen. Und da war er beleidigt.“ Stille. – „Also ich finde eher, dass du keinen Humor hast, Mutter“, sagte die Kleine. „Was das Heiraten angeht, hat sie keinen“, bestätigte ich. „Und genau das versteht er nicht“, sagte Mutter. „Ich versteh’s auch nicht, ich versteh’ ihn“, sagte Ute. Bei mir, obwohl ich die Ältere bin, fiel erst jetzt der Groschen. „Du, das war kein Spaß, das war ein

Heiratsantrag“, sagte ich, „und du hast ihm einen Korb gegeben!“ – „Ja soll ich euch denn zu Stiefkindern machen?“, rief sie verzweifelt. „Ich kann euch doch nicht klamm heimlich einen Stiefvater unterjubeln!“ – „Also wenn du mich fragst“, sagte Ute – kein Mensch hatte sie gefragt – „dann kann ich dir schon heute sagen: Wenn mir so ein Typ über den Weg läuft wie Tom, von mir aus ein bisschen jünger, dann mach ich hier die Fliege und du sitzt allein da mit deinem Stiefvater“.

„Und ich?“ fragte ich, „was ist mit mir? „Und die kann euch den Haushalt führen“, fuhr die liebe Kleine fort und meinte mich. „Klar“, sagte ich, „mach ich, er muss aber mithelfen beim Putzen und Bügeln und so“. – „Ihr nehmt das ja ganz locker“, sagte Mutter etwas irritiert, „ich habe immer gedacht... ich kann Euch doch nicht... Und nun...“ – „Gut dass wir drüber gesprochen haben“, sagte ich. „Zu spät eben“, meinte die liebe Schwester, „jetzt wo er beleidigt ist, wird’s wohl nichts mit der kirchlichen Innenansicht. Ruf doch mal bei der Volkshochschule an, die machen manchmal Führungen in so alten Gemäuern.“ Mutter trank ihr Glas aus, gab uns Beiden je einen Kuss, erhob sich schwungvoll und sagte, sie müsse mal telefonieren. – „So spät noch“, warnte ich. „Der tut sowieso kein Auge zu“, sagte die Kleine. Sie musste es wissen.

UWE BJÖRKNES

Erlernbar

Sei gut zu dir und tu mal nichts,
und tu das ruhig den ganzen Tag.
Sitz rum im Schein des Sonnenlichts,
so lang es auf dich scheinen mag.

Wie langsam, glaubst du, kannst du denken?
Wie langsam, glaubst du, kannst du sein?
Dem Atem mal Beachtung schenken:
Versuch es und die Welt ist dein.

Ich lass Gedanken an nichts haften
und bin begeistert Niedrigleister:
Gäb's Niedrigleistungsmeisterschaften,
ich wär schon längst Europameister!

Grenzfindung

Wo hör ich auf, wo fängst du an?
Wie viel sind wir zu zweit?
Wenn ich uns richtig zählen kann,
dann sag ich dir Bescheid.

Sonett

Und ungefragt, ob's mir gefällt,
ergab es sich, begab es sich,
aus heit'rem Himmel gab es mich,
hineingeboren in die Welt.

Wozu, und ob das nötig war?,
erscheint es mir ... Wie scheint es dir:
Was haben wir verloren hier?
Was suchen wir bloß Jahr für Jahr?

So wollen wir's gemeinsam gehn:
Pass auf, da liegt ein Stock, ein Stein!,
uns Mühe geben und verstehn
und sind beim Wundern und beim Sein
und wenn die Gegenwinde wehn
zumindest nicht allein.

ULRICH HORSTMANN

„Der anatolische Nachbar“

Bentlage verschränkte die Arme hinter dem Kopf und lehnte sich zeitlupenhaft zurück. Sein Blick streifte den Stapel mit den Klassenarbeiten seiner Schüler. Die Durchsicht hatte Zeit, befand er. Der alte Liegestuhl knarzte unter seinem Gewicht. Die schrägen Geräusche übertönten das Gezirpe der wendigen Meisen, die in waghalsigen Manövern durch die Büsche stieben. Er sog tief die Gerüche von zitronigem Gras, harzigen Hölzern und nussigem Torf ein, die aus den Nachbargärten herüberwehten. Die wärmende Sonne stand am Himmel wie eine glühende Diskusscheibe. Schwärme von Mücken torkelten wie betrunken in der flirrenden Luft.

Ein klatschendes Geräusch riss ihn aus einem wirren Sekundenschlaf. Die Sonne stach in seine Augen wie ein Stilett. Benommen blinzelte er in Richtung Gartenzaun. Jäh fiel ihn Missmut an. Er richtete sich mühsam auf, knurrte verhäckselte Flüche vor sich hin und schlurfte zum Zaun, vorbei an exakt abgestuften Rabatten und präzise gestutzten Ziersträuchern, die seine pedantische Pflege belegten. Er nahm einige abgebrochene Zweige und einen Wust von Blütenköpfen wahr. Kopfschüttelnd begutachtete er das Malheur. „Schon wieder Özgür!“, murmelte er grimmig.

Özgür war sein neuer Nachbar. Ein anatolischer Kleinbauer, mutmaßten die Leute. Vor wenigen Wochen war er mit seiner Tochter Ayse in das gegenüberliegende Haus gezogen. Augenscheinlich war er ein Sonderling, der soziale Kontakte beharrlich mied. Er mochte um die 50 sein, optisch ein düsterer Typ, der einem gealterten Rasputin ähnelte, mit buschigen Brauen und teerswarzem Haar, das sein verwittertes, sonnegegerbtes Gesicht umging wie ein kleiner Flokati. Der zerzauste Vollbart mutete an wie ein körpereigenes Biotop.

Bentlage sagte sich, dass es Zeit sei, die Sache zu klären. Sein Garten war keine Müllhalde. Wer

weiß, eines Tages würde der Mann womöglich noch seine ausgedienten technischen Geräte bei ihm entsorgen, sofern er denn welche besäße.

Als er vor der Tür des Nachbarn stand, zögerte er. Ein mulmiges Gefühl beschlich ihn. Was wäre, wenn der undurchsichtige Mann überreagieren und die Sache dadurch eskalieren würde? Er nahm sich vor, die Beschwerde sehr behutsam vorzutragen.

Zögerlich wurde die Tür geöffnet. Özgür, der anatolische Migrant, beugte den unerwarteten Besucher fragend. Seine schiefe, gebeugte Haltung verstärkte den Eindruck von Hinfälligkeit. Seine tief braunen Augen waren wie kleine Flammenwerfer. Ihre Glut konterkarierte seine melancholische, fast morbide Ausstrahlung.

„Guten Tag.“ Bentlage bemühte sich um eine heitere Stimmlage. „Ich bin Ihr Nachbar von da drüben.“ Er wies mit der rechten Hand hinter sich. „Es geht darum, dass...“

Özgür nuschelte verhäckselte Silben. Sein Wink war mehr linkisch als herrisch. Bentlage folgte ihm zögerlich ins Haus. Im Flur empfing ihn Ayse, die Tochter. Erneut murmelte ihr Vater Unverständliches. Ayse nickte, führte den Gast ins Wohnzimmer und wies ihm einen Platz zu. Zu Bentlages Erstaunen war der Raum modern eingerichtet und mit pfiffigen Accessoires drapiert. Lediglich ein lehmfarbener Wandteppich und einige alte, handgeknüpfte Brücken mit überbordenden Farben vermittelten ansatzweise das orientalische Flair, das er erwartet hatte. Der süßliche Geruch von Räucherstäbchen lag in der Luft.

Bentlage fühlte sich unbehaglich. Er war eloquent, aber hier befand er sich auf fremdem Terrain. Eine andere Kultur, Sprache, Religion. Es taten sich, rein theoretisch, zahlreiche Fettnäpfchen auf, in die er treten konnte.

Ayse war das leibhaftige Kontrastprogramm zu ihrem spröden, schweigsamen Vater. Ihre natürliche Freundlichkeit war förmlich energetisierend. „Verzeihen Sie, mein Vater spricht nur wenige Worte deutsch“, sagte sie nahezu akzentfrei mit samtweicher Stimme, „und selbst die klingen eher, als würde er Tierstimmen imitieren.“ Sie kniff ihm konspirativ ein Auge zu. Beide lachten befreit auf.

Bentlage verfiel sich in ihren nougatfarbenen Augen. Er war verwirrt. Ihr schönes Gesicht barg viele Nuancen – kokett und filouhaft, warmherzig und sanft. Gerade, als Bentlage erneut den Grund seines Besuchs zaghaft zu formulieren versuchte, erschien der Vater mit einem Tablett. Mit großer Sorgfalt legte er Teller und Bestecke zurecht. Wortlos stellte er eine Schüssel mit frischem Obst, Datteln und Feigen auf den Tisch und verschwand wieder. Aus der Küche drangen Geräusche von scheppernden Töpfen. Bentlages Gesicht formte ein Fragezeichen. Verkehrte Welt, dachte er. Der Vater kochte, und die Tochter machte Konversation. Minuten später trug Özgür kleine Schüsseln herein, von denen die wunderbaren Aromen von Safran, Curry, Thymian und Ingwer aufstiegen. Er servierte formvollendet.

„Champignons mit Hackfleisch“, erläuterte Ayse. „Vorsicht! Ist ein bißchen scharf.“ Ihre sanfte Berührung löste Turbulenzen bei Bentlage aus. Er probierte – und war begeistert. „Hmmm“, machte er langgezogen.

Özgür reichte ihm einen Raki und nickte aufmunternd. Bentlage mied Alkohol konsequent. Er suchte nach einer höflichen Form der Ablehnung, aber der hypnotische Blick von Ayse sedierte ihn. Mit synthetischem Lächeln kippte er den Branntwein aus vergorenen Rosinen und hustete sich die brennende Schärfe aus der Kehle. „Hm, lecker“, log er tapfer, während er sich die Tränen aus den Augen wischte.

Özgür entpuppte sich als perfekter Gastgeber. Er sah ein wenig rustikal aus, aber seine Art zu spei-

sen war fein und dezent. Er schwieg weiterhin und kommunizierte mit knappen, aber freundlichen Gesten. Gegen den zweiten Raki lehnte sich Bentlage nicht mehr auf. Mit genüsslich geschlossenen Augen ließ er den süßlichen Extrakt von Anis und Rosinen auf die Geschmacksknospen einwirken.

Nach einer Weile brachte Özgür knackfrischen Salat mit Tomaten, Paprika, Oliven und Feta, anschließend Lammfilet und kleine, mit Käse gefüllte Frikadellen, dazu dampfendes Fladenbrot. Bentlage war hingerissen. Das Fleisch war hauchzart, und doch von angenehmer geschmacklicher Intensität. Ein Cocktail feiner asiatischer Gewürze waberte durch den Raum wie ein ätherischer Lockruf.

Bentlage gab seine Zurückhaltung auf. Das Essen war zum Niederknien. Der Hochgenuss der Speisen wie auch der ungewohnte Alkohol korrumpierten ihn nachhaltig. Unter Wohllauten delectierte er sich an den lukullischen Finessen. Vater und Tochter betrachteten ihn belustigt. Bentlage ertappte sich dabei, gierig seinen Teller zu heben, noch bevor Özgür einen Nachschlag angeboten hatte.

Liebevoll tätschelte Ayse die von Falten ziselierte Wange ihres Vaters. „Wunderbar, Vater! Wie immer.“

„Sie hätten Koch werden sollen“, lobte Bentlage zwischen zwei Bissen.

„Mein Vater WAR Koch“, stellte Ayse klar.

„Oh“, raunte Bentlage schuld bewusst, ohne dabei von seinem Teller aufzusehen. Er nahm sich vor, das interessante Thema später zu vertiefen, aber dringlicher war jetzt der sahnige, rahmige Joghurt, der mit Walnüssen und Honig angereichert war.

„Es ist schön, einen netten Nachbarn wie Sie zu haben“, sagte Ayse, während sie abschließend einen kräftigen, hocharomatischen Mokka schlürften. Detailverliebt, wie er war, hatte Özgür kleine

Schokoplätzchen auf die Untertassen gelegt. Bentlage verschlang sie und scheute sich nicht, die letzten Krümel mit dem Finger aufzutupfen und abzuschlecken.

Beim Abschied versprach Bentlage, sich schon bald zu revanchieren – mit einem selbstgebackenen Apfelkuchen. Mit mehr könne er nicht dienen, leider. Özgür, optisch ein Raubein, deutete stilvoll eine Verbeugung an.

Ayse brachte Bentlage zur Tür. Erst jetzt fiel ihm wieder ein, weshalb er eigentlich hergekommen war. Verlegen druckste er herum. Nach einem solchen Fest der Sinne war jeder Ansatz von Kritik nahezu blasphemisch.

„Ah, noch eine Kleinigkeit. Es ist mir sehr peinlich, aber... Ihr Vater entlädt dauernd Gehölz und Blumenreste in meinem Garten...“
Ayse lachte belustigt.

„Ach, das meinen Sie. Das ist eine ost-anatolische Sitte, ein Ritual für eine gute Nachbarschaft. Die Hölzer symbolisieren die Unverbrüchlichkeit der neuen Freundschaft, und die Blütenköpfe verheißten viele schöne, lebenswerte Momente.“

„Oh“, stammelte Bentlage schuldbewusst. „Ich verstehe.“

Er wandte sich noch einmal um.

„Wenn ich Sie wiedersehen möchte, muss ich dann erst Ihren Vater um Erlaubnis bitten?“

Ayse kicherte mädchenhaft, ohne dabei von ihrem Charme und ihrer Souveränität einzubüßen.

„Nein. Das müssen Sie nur, wenn Sie mich heiraten wollen.“

Bentlage ging beglückt. Die Kollision zweier Kulturen konnte etwas Wunderbares sein.

ANKE LAUFER

Die Irritation

An einem Morgen im späten Juni 2010 fiel eine junge Frau von der Fähre *Pride of Canterbury* in den Ärmelkanal. Einige Mitreisende sahen, wie der Körper über Bord ging, keiner hatte jedoch beobachtet, wie es zu dem Sturz gekommen war. Eine Weile noch, während erste Rettungsmaßnahmen eingeleitet wurden, sah man den kleinen, wie eine Boje auf dem Wasser tanzenden Kopf, den hilflos nach oben gereckten Arm der Frau, dann aber – von einer Sekunde zur anderen – nichts mehr. Nur der vergebens geworfene Rettungsring dümpelte noch auf dem Wasser. Gleichzeitig vernahm man, wie das Dröhnen im Maschinenraum seine Tonlage änderte und die Fähre ein schwerfälliges Wendemanöver zu vollziehen begann, für die das Gefährt nicht recht zu taugen schien, während das Personal durcheinander lief, Rufe ertönten und in aller Eile eines der Rettungsboot zu Wasser gelassen wurde. Wie alle anderen stand ich über das Gelände gebeugt und starrte gebannt auf das Wasser. Doch das Mädchen blieb verloren.

Die Passagierlisten sind überprüft worden, die Polizei befragt seit zwei Tagen Personal und Mitreisende, die sich im Warteraum drängen. Trotzdem konnten die Personalien der jungen Frau nicht festgestellt werden. Man hat Kameras und Mobiltelefone eingesammelt und die Aufnahmen durchgesehen, die während der Überfahrt gemacht worden sind und dabei festgestellt, dass die junge Frau auf keinem einzigen Foto zu sehen ist.

„Das ist erstaunlich“, sage ich zu den beiden Polizeibeamten, die mir gegenüber sitzen. „Die Leute haben doch so viel fotografiert an diesem Tag. Ich selbst habe allerdings keine Bilder gemacht, es tut mir wirklich leid. Wegen der Übelkeit. Ich vertrage Schiffsreisen schlecht, wissen Sie.“

„Nun, wir haben tatsächlich viele Fotos vorliegen, Madame. Allerdings zeigen sie hauptsächlich die Aussicht, wie Sie sehen können“, sagt der ältere der beiden Beamten.

Ich nicke. Da sind Aufnahmen von den bleich in der Morgensonne aufscheinenden, steil aufragenden Kreidefelsen über den Hafenanlagen von Dover, es folgen Bilder des in weitem Bogen verlaufenden Wellenbrechers mit dem Leuchtturm an der Spitze. Später, weiter draußen auf See, fotografierten die Leute die Möwen, die der Fähre folgten. Kinder rupften Stücke von ihren Sandwiches und warfen sie den Vögeln zu, die sie aus der Luft schnappten und mit einem Kopfrucken verschlangen. Ein schönes Motiv, diese weißgoldenen aufleuchtenden Flügel vor dem klarblauen Himmel.

Ich lasse es gegenüber den Polizisten unerwähnt, dass mir die junge Frau sofort aufgefallen war, nachdem ich meinen Platz auf dem Aussichtsdeck eingenommen hatte. Sie stand lange reglos am Geländer und sah zu, wie sich die Konturen der englischen Küste allmählich auflösten, um schließlich ihren Blick auf das Wasser zu senken. Sie war schön, wirkte jedoch ausgezehrt, als läge eine große Anstrengung hinter ihr. Gleichzeitig flackerte ihr langes, hellblondes Haar im Wind wie ein Leuchtfener und zog die Aufmerksamkeit der umstehenden Männer auf sich.

„Sie befanden sich in ihrer unmittelbaren Nähe, Madame.“ Der Jüngere der beiden Polizisten, der einen recht naiven Eindruck macht, tippt mit dem Zeigefinger auf den Computerbildschirm, wo jetzt eine Aufnahme zu sehen ist, die mich an Deck der Fähre zeigt.

Tatsächlich, da sitze ich, zusammengesunken auf einer der Bänke bei den Rettungsbooten, den Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände in den Taschen vergraben. Man kann sehen, wie schlecht ich mich fühle. Mein Makeup wirkt künstlich, meine Frisur hat der Seewind zur Seite geblasen und legt die beiden tiefen Furchen auf meiner Stirn bloß. Ich sehe elend aus, ohne die tragische Schönheit des blonden Mädchens, einfach nur elend und alt. Ausgerechnet ich muss auf eines dieser Bilder geraten. Natürlich werde ich mich

dazu nicht äußern. Ich werde nicht sagen, wie sehr ich es verabscheue, ungefragt fotografiert zu werden. Das wäre wohl auch kaum von Interesse für die beiden Polizisten. Ich betrachte das Bild und denke, dass im Grunde jede Geschichte mit einer Irritation beginnt, wenn nicht mit einer Lüge.

Als Jerome und ich damals auf unserer Hochzeitsreise den Ärmelkanal überquerten, sang ich ihm einen alten Schlager aus Kriegszeiten vor:

„There'll be bluebirds over
the white cliffs of Dover
tomorrow
just you wait and see...“

„Bluebirds, das sind Hüttensänger, eine Gattung der Sperlingsvögel mit blauem Rückengefieder“, unterbrach er mich. „Hüttensänger gibt es nur in Nordamerika. Es ist also wenig wahrscheinlich, dass die hier auftauchen, über den Klippen von Dover.“

„Ist doch egal“, sagte ich, „es ist ein schönes Lied.“

„Wie kannst du nur für so eine Schnulze etwas übrig haben“, sagte er. Ich erwiderte, dass das Lied aus meiner Sicht einen großen Schmerz auf schlichte und anrührende Weise ausdrücke.

Er lachte laut heraus. „Jetzt wirst du schon wieder sentimental.“ Es lag leise Verachtung in seiner Stimme. Das brachte mich augenblicklich zum Schweigen, wie immer.

Wir waren uns über den Weg gelaufen, als er einen Kongress in London besuchte. Er war Franzose, Vogelkundler, und ich eine Verkäuferin in dem kleinen Schallplattenladen in der Dean Street, in dem er nach einer bestimmten Platte mit Aufnahmen von Vogelstimmen gesucht hatte.

Eigentlich war ich zufrieden mit meiner Arbeit. Es kam häufig vor, dass ein Kunde in den Laden kam, der ein bestimmtes Musikstück suchte, den Titel aber nicht kannte. Wenn ich ihn dann ein paar Töne vorträllern ließ, wusste ich sofort Bescheid. Darin war ich wirklich gut.

Von Jerome habe ich später, in all den Ehejahren, natürlich Wesentlicheres gelernt als einen Song

vom anderen zu unterscheiden. Er war ein gebildeter Mann. Meine Ausdrucksweise zum Beispiel korrigierte er so oft und ausdauernd, dass heute keiner mehr auf die Idee käme, dass er es mit einer Schulabbrecherin zu tun hat. Und die Sentimentalität habe ich mir auch abgewöhnt.

„Ein junger Mann sprach das Mädchen an. Das war etwa eine halbe bis dreiviertel Stunde, nachdem wir in Dover ausgelaufen waren.“

Augenblicklich ist das Interesse der Polizisten geweckt. Sie bitten mich, ihnen meine Beobachtungen genau zu schildern, dies könne von außerordentlicher Wichtigkeit für die Ermittlungen sein. Ob ich zufällig von dem Gespräch etwas mitbekommen habe, will der Ältere wissen.

„Oja“, bestätige ich den beiden freimütig, „Schließlich habe ich auf einer Bank ganz in der Nähe gesessen. Der Seewind hat schon den einen oder anderen Teil des Gesprächs zu mir herüber getragen. Absichtlich zu lauschen ist allerdings nicht meine Art, wenn Sie das meinen.“

„Natürlich nicht, Madame“, sagt der ältere der beiden Beamten, „Das haben wir Ihnen gewiss nicht unterstellen wollen. In welcher Sprache unterhielten sich die beiden denn?“

„Englisch“, antworte ich. Es sei, soweit ich es beurteilen könne, ein recht ungewöhnliches Gespräch gewesen. Die Sache habe mit einer Brieftaube begonnen.

Die Taube war auf das Deck herabgeflattert und mit aufgeplustertem Gefieder zwischen Bank und Außengeländer sitzen geblieben. Der Vogel machte einen kranken Eindruck. Ich dachte daran, aufzustehen und den Platz zu wechseln, falls das Tier sich mir nähern sollte. Das blonde Mädchen dagegen beugte sich hinab und strich ihm mit dem Zeigefinger über sein Rückengefieder. Die Taube blieb sitzen, zu schwach für eine Flucht oder Gegenwehr.

In diesem Moment kam der junge Mann dahergeschlendert, wie zufällig. Er trug eine abgewetzte

Lederjacke und hatte seine Baseballmütze zum Schutz gegen den Wind tief in die Stirn gezogen, weshalb ich sein Gesicht erst nicht sehen konnte. Als er das Mädchen ansprach, schob er die Mütze zurück und drehte das Schild in den Nacken, so dass man sein glattrasiertes Kinn sah, das Grübchen darin und seine Augen. Es waren Wesleys Augen. Er sah genauso aus wie Wesley, damals, im Plattenladen in der Dean Street. Das war Jahre bevor ich Jerome traf. Alle Mädchen, die in den Laden kamen, verliebten sich in ihn. Natürlich kauften sie jede Platte, die er ihnen empfahl. Kein Wunder, er wirkte ja auch wie ein Filmstar, der sich zuweilen, nur so zum Spaß, unter die Normalsterblichen mischt. Als er sich mit mir zu verabreden begann, war ich glücklich, fühlte mich auserwählt. Ich war noch so jung. Alles war vorbei, als er mich wenig später mit meiner besten Freundin Sally betrog.

Natürlich tut die Ähnlichkeit des jungen Mannes mit Wesley nichts zur Sache, also sage ich der Polizei nur, es habe sich um einen sehr attraktiven jungen Mann gehandelt, weshalb das Mädchen möglicherweise nicht misstrauisch genug gewesen sei.

„Wir wissen, wie der Mann aussieht“, sagt der jüngere der beiden Beamten, „Er sitzt seit gestern in Untersuchungshaft, Madame.“ Der Ältere wirft seinem Kollegen einen missbilligenden Blick zu und bittet mich fortzufahren.

Der junge Mann hockte sich neben die Taube, betrachtete sie einen Moment lang und sagte dann zu dem Mädchen, es solle sich keine Sorgen machen, der Vogel käme schon wieder auf die Beine, er sei nur erschöpft von dem langen Flug. Er wies das Mädchen auf die Beringung des Tieres hin und erzählte, dass die Flugstrecke über den Kanal unter Taubenzüchtern sehr beliebt sei.

„Du kennst dich aus mit Tauben?“ fragte die junge Frau und strich sich eine blonde Strähne aus dem Gesicht.

„Ich hatte früher selbst welche. Musste es dann aber bleiben lassen, wegen des Jobs.“

„Was machst du?“

„Ich bin Lkw-Fahrer. Mein Truck steht unten. Wie ist es mit dir? Hast du drüben Urlaub gemacht?“ Sie antwortete nicht, sondern beugte sich wieder über die Taube. „Wie bringt man sie dazu, so weit zu fliegen?“

„Na, das ist das Fiese an der Sache. Du trennst sie von ihrem Partner oder von ihrer Brut und bringst sie hunderte von Kilometern weit weg. Treue Seelen sind das. Und gute Eltern. Die fliegen immer weiter und fallen eher tot vom Himmel als aufzugeben.“

Sie sah ihn an. Es war ein harter, ein prüfender Blick, er schien davon aber nichts zu spüren. Er redet unbekümmert weiter, erzählte von den Preisen, die er früher mit seinen Tauben gewonnen hatte, beschrieb einzelne Vögel, redete von der Ungeduld, vom Warten auf ihre Heimkehr.

Sie unterbrach ihn und sagte: „Ich werde die Taube zum Tierarzt bringen, wenn wir drüben sind.“

„Glaub mir, der fehlt nichts. Außerdem kriegst du sie nicht durch den Zoll.“

„Wetten wir?“ Sie kauerte sich hin, hob die Taube hoch und schob sie unter ihr T-Shirt. Der Vogel zappelte erst ein wenig und hielt dann still.

Der junge Mann lachte. „Du weißt schon, nach was das aussieht, oder?“

Sie nickte. „Nach dem vierten Monat“, sagte sie und zog den Vogel wieder hervor, um ihn auf den Boden zu setzen. Es lag ein Misston in ihrer Stimme, der mich stutzen ließ, der junge Mann dagegen merkte nichts davon und fragte sie ganz unvermittelt nach ihrem Namen. Sie wandte sich ab und sah über das Wasser. Erst glaubte ich, sie würde ihm nicht antworten, doch dann hörte ich, wie sie sagte: „Olivia“.

Dass ich den Vornamen des Mädchens kenne, werde ich der Polizei nicht auf die Nase binden. Der Ältere der beiden Beamten bringt mir jetzt eine Tasse von diesem bitteren französischen Kaffee. Ich hätte lieber eine starke Tasse Tee, will aber nicht

unhöflich sein, also nippe ich an dem Gebräu. Wenigstens hat er Zucker hinein getan. Als Frau jenseits der Fünfzig wird man bescheiden, was Aufmerksamkeiten angeht. Für die meisten Leute ist man ohnehin unsichtbar. Früher war das anders, früher habe ich alle Blicke auf mich gezogen. Wesley nannte mich seinen blonden Engel. Irgendwann, sagte er, wirst du merken, dass du Flügel hast, dann wirst du einfach davonfliegen. Wirklich, ich hätte weiß Gott was aus meinem Leben machen können, mit dem Aussehen.

Die Verschwendung beginnt damit, dass irgendein Mann daherkommt und anfängt, vom Heiraten zu reden. Verspricht dem Mädchen Reisen in ferne Länder. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Fortan hockt es in einer todlangweiligen französischen Küstenstadt und wartet darauf, dass sein vielbeschäftigter Gatte nach Hause kommt. Das Mädchen stellt sich vor, dass es bald, mit Kindern, leichter zu ertragen sein wird, aber es kommen keine. Also wartet das Mädchen auf etwas anderes. Einen Unfall, einen Kometeneinschlag, irgendetwas. Doch nichts passiert, gar nichts.

Während der ganzen Überfahrt sahen das blonde Mädchen und der Junge, den ich im Stillen Wesley zu nennen begonnen hatte, nicht ein einziges Mal zu mir her. Nicht einmal zufällig. Es überraschte mich nicht.

„Später kamen die beiden wieder auf seine Arbeit zu sprechen“, erzähle ich weiter.

„Madame, das ist wirklich wichtig: Hat die junge Frau denn gar nicht erwähnt, woher sie stammte oder wohin sie wollte?“

„Nein“, antworte ich wahrheitsgemäß, „Aber am Ende hat sie schon noch etwas verraten über sich. Eher unfreiwillig, aber immerhin.“

Olivia lächelte ungläubig. Der Wind schlug ihr die langen, blonden Strähnen ins Gesicht. Sie wischte sie fort, mit einer ungeduldigen Handbewegung. „Im Ernst? Du hast da dreiundzwanzigtausend Küken auf deinem Laster?“

„Naja“, sagte er, „wenn ich ehrlich bin, es sind bloß befruchtete Eier. Die fahre ich in eine Großbrütereier in Holland. Dafür ist meine Karre voll ausgerüstet. Klimatisiert, ausgeklügelte Belüftung und so. Ich habe da ein Steuerpult, auf dem ich kontrollieren kann, ob es den Kleinen gut geht.“

„Und wenn du ankommst, werden sie ausgebrütet?“

„Zwei Millionen in der Woche, ob du's glaubst oder nicht. Zwei Millionen gelber, flauschiger Federbällchen.“

„Und dann?“

Er zögerte. „Klar, später gehen sie an die Mastbetriebe.“

„...und enden kopflos und gerupft in der Tiefkühltruhe“, sagte sie.

„So ist das nunmal. Aber, weißt du, ich stell mir lieber meine Küken vor und Sorge dafür, dass sie in ihren Eiern heil ankommen.“

„Du bist also eine männliche Glucke.“ Die Feststellung brachte sie zum Lachen.

Er setzte ein breites Grinsen auf. „Alte Gewohnheit, den Beschützer zu spielen. Zuhause waren wir zwölf Geschwister und ich bin der Älteste. Hab mich immer geprügelt für die anderen.“

„Zwölf!“

„Irish-katholische Großfamilie. Man denkt immer, sowas gibt es gar nicht mehr, dass einer nicht verhütet, weil der Papst es gesagt hat. Aber ich schätze, meine Alten haben ihn in der Sache verdammt ernst genommen.“

Der Gesichtsausdruck Olivias hatte sich jäh verändert während er sprach. „Manche Leute sammeln Kinder wie andere Leute Plüschtiere“, brach es aus ihr heraus.

„Was hast du gesagt?“ fragte er. Es klang eher erschrocken als gekränkt.

„Du hast mich schon verstanden“, sagte sie. Sie klammerte sich an das Geländer. „Kinder sind keine Spielsachen. So ein kleines Kind, das ist dir doch ausgeliefert. Wenn du kein Geld hast und auch nicht weißt, wohin du gehen sollst, dann solltest du dafür sorgen, dass es erst gar nicht auf die Welt

kommt, dann solltest du es einfach hinter dich bringen. Alles andere ist Schwachsinn.“ Sie war in Tränen ausgebrochen. Er wich vor ihr zurück, schien nicht zu wissen, was er tun sollte. Schließlich legte er ihr schüchtern eine Hand auf die Schulter.

„Er begann auf sie einzureden. Dass das sehr, sehr schlimm sei, eine wirkliche Todsünde, was sie da getan habe, dass sie Gott um Verzeihung bitten müsse und Buße tun.“

„Madame, bitte sagen Sie mir, ob wir Sie recht verstehen: Sie meinen also, die junge Frau habe auf eine Abtreibung angespielt und er habe ihr das übel genommen? Aus religiösen Gründen?“, fragt der junge Polizist. Er ist wirklich ein wenig schwer von Begriff. Aber wenigstens sind sie jetzt hellwach, die beiden Polizeibeamten. Endlich fügt sich alles zusammen. Ein Motiv ist in Sicht. Ich zuckte mit den Schultern. „Das kann ich nicht beurteilen.“

Alles beginnt, alles endet mit einer Lüge.

Wesley redete in Wahrheit nicht auf das Mädchen ein, er sagte überhaupt nichts, er fasste es nur um die Schultern und tröstete es. Nach ein paar Minuten schloss Olivia die Augen und legte den Kopf an seine Brust. Der ältere Polizist lehnt sich in seinem Stuhl zurück und sieht mich an, als könne er Gedanken lesen. Er ist der klügere, der gefährlichere von beiden.

„Erzählen Sie weiter, bitte.“

Der Himmel hatte sich verfinstert, der Seegang war stärker geworden. Der Dieselruß aus den Kaminen wurde von einer Windböe niedergedrückt und das Aussichtsdeck leerte sich rasch. Ich begann zu frieren. Die Übelkeit nahm wieder zu und ich schloss für ein paar Minuten die Augen. Es gab nichts, was ich hätte tun können. Ich sah es deutlich vor mir. In Calais würde sie in Wesleys Lastwagen steigen. Gut würde sie es haben bei ihm. Er würde ihr keinen Wunsch abschlagen, es gäbe all diese gemeinsamen Reisen, von denen ich mein Leben lang geträumt hatte, sie würden glücklich wer-

den miteinander. Das blonde Mädchen würde das Leben führen, für das ich bestimmt gewesen war.

„Da gibt es nicht mehr viel zu erzählen“, sage ich. „Das Wetter verschlechterte sich. Ich ging hinein, um im Bordrestaurant eine Tasse heißen Tee zu trinken. Als ich zurückkam liefen alle durcheinander und riefen, jemand sei über Bord gegangen.“

„Wo befand sich zu dieser Zeit der Begleiter der jungen Frau?“

„Er war da. Er fragte immer wieder, ob jemand das Mädchen gesehen habe. Er beschrieb sie jedem und deutete auf die Stelle, wo sie gestanden hatte. Aber keiner konnte ihm Auskunft geben.“

„Welchen Eindruck machte er auf Sie?“

Ich überlege, wie ich es formulieren soll. „Er wirkte nervös. Ja, er war sehr nervös, denke ich.“ Der jüngere Polizeibeamte macht sich eifrig Notizen.

„Hören Sie, ich bin sehr müde. Kann ich jetzt vielleicht nach Hause gehen?“, frage ich.

Der Ältere sieht mich an. Wieder dieser Blick. Dann sagt er: „Ja, ich denke, für heute ist es genug, Madame. Danke für Ihre Mitarbeit. Wir melden uns, wenn wir weitere Fragen haben.“

An der Tür fällt mir noch etwas ein. Ich muss einfach fragen.

„Ist das Mädchen denn noch immer nicht gefunden worden?“

„Bedaure, Madame. Die Strömungen sind sehr stark da draußen.“

Es war Wesleys Fehler, dass er das Mädchen für ein paar Minuten allein ließ. Er gab ihr ein Taschentuch und sagte, er wolle Kaffee holen, stark und schwarz, der würde sie beide wieder in Ordnung bringen.

„Ja, sagte sie, mach das. Hol Kaffee.“ Sie putzte sich die Nase und drehte sich weg von ihm. Er blieb einen Moment lang stehen, entschloss sich aber dann doch zu gehen.

Als er fort war, wurde es auf einmal merkwürdig still um mich und das Mädchen. Selbst das Ge-

schrei der Möwen klang gedämpft, wie durch Watte. Es ging alles sehr schnell und reibungslos. Sie hörte mich nicht kommen. Ich packte sie mit beiden Händen um ihre mageren Hüften und hob sie hoch. Sie war leicht wie eine Feder, ganz wie ich es erwartet hatte. Dann stieß ich sie nach vorne, über das Geländer hinweg. Ihre Hände suchten Halt, griffen ins Leere. Sie gab noch einen kleinen, überraschten Laut von sich, mehr nicht. Vielleicht schoss ihr der Gedanke an Wesley ein letztes Mal durch den Kopf, vielleicht hielt sie ihn für den Angreifer. So wie ihn hinterher auch alle anderen dafür hielten.

Als ich vom Kommissariat nach Hause komme, gieße ich als erstes die Rosenbüsche im Vorgarten und überlege, was es sonst noch zu tun gibt. Es ist wieder sehr heiß und die Temperaturen werden wohl weiter ansteigen. Im Laufe des Tages werde ich mit dem Bus zum Friedhof hinaus fahren müssen, um auch die Blumen auf Jeromes Grab zu wässern. Die Katze hat gefressen und döst im Schatten der Hauswand. Ich werde mir ein Glas Limonade holen, mich auf die Veranda setzen und auf das Meer hinausblicken. Bevor ich hinein gehe, halte ich noch einmal inne und blinzle ich in den Himmel hinauf. Mir fällt auf, wie blau er ist, ganz unbarmherzig blau. Ganz die Farbe von Wesleys Augen.

FRIEDHELM LÖVENICH

ABSCHIED

Möwen, Wind,
ein letzter Tag,
der noch nichts von sich weiß.
Meer,
das Ende nah,
aber noch im Schatten.

Der Schrei der Möwen
klingt nach Lust und Tod.

TON PEAU MABOUCHE

Herzschwer sonnengelb
doppelt allein mit
Salz am Rand
trink mich, Nomadin:
die einzige Arznei,
die dir noch hilft,
der einzige Weg
par ce val.

Kein Schwan in Sicht,
also frag ich: Was ist dein Leid?
Lass uns zusammen aus dem schwarzen Reich,
ich dreh mich nicht um.
Zwei Schatten von einem Glas
zeigen den Weg.
Mon peau ta bouche.

(ohne Titel)

... zu dichten
mit Paradieseslüsternheit
im Harem der Worte,
deren Schönheit es ermöglicht,
ein Paar Kaschmiraugen
aus der Kindheit herüberzuretten.

ERDREICH

Vom Weg überrannt
versenkt sich in die Tiefe
die Wurzel eines Baums,
unter dessen Wachsen
die gleichmäßig verlegten Steine
in hoher Wölbung sich lösen
wie das Knie einer Statue,
in dem der Tanz begehrt,
der das Ende der Erstarrung beschwört
und offenlegt
die südliche Höhle,
in der noch Müßiggang und Stille gefunden wer-
den
nackt kauernd,
mit zwischen die Schenkel gestecktem Gesicht,
unter den bergenden Wurzeln
des bodenlosen Baums
auf dem feuchtwarmen Erdreich.

GABRIELE MARKUS

Lebendig

Nicht mehr kümmern
was aus uns wird
alles lassen

nur was in uns wird
zählt künftig
und die Hand
die uns verbindet

Wärme nur
lebendigste Nähe
und ein Atem
der uns nicht entlässt.

Heimgekehrt

Deinem Herzen nah
dir neugeboren
unter einem andern Stern

vom Schwert vertrieben einst
aus seinem Garten
in steinägige Wüsten

ich bin heimgekehrt
aus dem Exil

dir gegeben
zu blühen
eine kleine Zeit

an deinem Herzen lass mich ruhen
in deinem Schweigen
wortlos — ortlos

daheim

Du

Wo ich immer wohnte
bin ich nicht mehr
wo ich nie war
begegne ich dir

du
bist mir zugestoßen
ich schließe dich für immer
in mich ein

du
ein Ort des Aufruhrs
und der Stille

du
der Fels an dem ich
nicht abstürzen musste
im Innersten erleuchtet
die bergende Höhle:
du

Beschwingt

Immer habe ich mir gewünscht
einem dieser hellen
schimmernden Wesen zu begegnen
nein nicht einem flügel-schlagenden
Heer mit Harfen
ein einzelner wäre mir lieber
er muss nicht schön sein
nicht euphorisch lobpreisen
möglicherweise geht er in Schuhen
wie du und ich
eine unauffällig gekleidete Erscheinung
gerne hätte ich einmal
seine Flügel berührt aber
vielleicht sitzt ihm nur
der Schalk im Nacken
zwischen den Schultern
ein Rest von Flaum
musste auch er hienieden
Federn lassen?

Still
da geht einer
leicht als hätte er Flügel
so beschwingt
kann nur
ein Engel sein.

Septembernachmittag

Vor dem Fenster
hat eine Spinne ihre Fäden gezogen
die letzten hellen Tage
gehn ihr ins Netz

nebenan spielst du Klavier
ich halte still in dem verletzlichen
Gewebe aus Tönen
bezaubert
nicht gefangen

aus der Verstrickung
löst uns Zeit
was überdauert
wird Liebe heißen?

WAHID NADER

Mein Dorf

Mein Dorf mit den Brombeersträuchern
beobachtet über dem Felsen das Meer
bei Tartous.*
Seine Mädchen
sind wie Früchte des Maulbeerbaumes,
malen die Felder bunt mit ihren Kleidern.
Seine Jungen
sind wie in den Bergen die Wege.
Mein Dorf aus Gipfeln
unter Weihrauchwolken,
Nächte aus einer Sternenhochzeit,
Tage erfüllt vom duftenden Fladenbrot,
wildem Thymian in Olivenöl
und Abende bei einem Glas
Löwenmilch.**

* Tartous: Syrische Stadt am Mittelmeer.

** Löwenmilch: Raki mit Wasser vermischt.

Flut

Für Magdeburg 2002

Der Igel schwimmt zwischen
den Sommerstühlen
auf meiner Gartenterrasse.
An Baumästen fressen die Fische
versteckte Insekten.
Die Stadt reckt ihr Gesicht
zur Sonne,
ihren Leib
leckt der Fluss
bis zur Taille.

Petrikirche

Aus meinem Fenster
blicke ich auf drei Kirchen,
höre ihre Turmsteine
beten,

schließe das Fenster,
und bete
lautlos
ohne Turm.

Als der Herbst kam,

war ich nicht zu Hause.

Ich war im Wald,
der See regnete in den Himmel
Nebel und reisende Vögel.

Kalt war die Sonne,
das Feld aber glühte,
die Bäume zogen sich aus
für einen stürmischen Winter.

Vor unserem Haus,
auf der anderen Seite des Busches
sah ich meine Nachbarin wieder.
Mit dem Finger schrieb sie
die Zeit für unser Rendezvous
an das Fenster.

Amerikaner

In der Bibel
gibt es keine Amerikaner,
Gott singt schöne Lieder
über Mesopotamien.

Im Koran
gibt es keine Amerikaner,
Gott pflanzt Palmen
in Mesopotamien.

In meinem Herzen leben viele Amerikaner,
in Mesopotamien sterben
genauso viele.

GESA NAWROTH

KWIM – (Do you) Know What I Mean?

Ich bin aufgeregt, furchtbar aufgeregt; ich habe gleich ein Treffen, ein persönliches Treffen!! Ich weiß gar nicht mehr, wie das geht! Wie zeige ich denn zum Beispiel noch gleich, dass ich was lustig finde? Male ich einen Smiley in die Luft? Sage ich „Lo!“? Oder „Gefällt mir“ und strecke meinen Daumen dazu in die Höhe? Oder sage ich „*grins*“? Herrje... Ich merke, ich habe mich wirklich viel zu sehr an Facebook, Twitter, Skype und so weiter gewöhnt. Ich weiß gar nichts mehr über reales Begegnen!

Ach Du Kacke; da kommt sie schon... Uaaah! Was sag ich denn?

„Hi! Schön, dass wir es jetzt doch mal wieder geschafft haben, uns zu treffen!“

Wow. Das kam ja schon mal sehr souverän rüber. Leider nicht von mir, sondern von ihr.

Kontere ebenso souverän: „Ahm... ja!“ Naja, ein Versuch war's wert...

Immerhin: Sie setzt ihrem Gesicht einen lieben Smiley auf. Wie nennt man das denn noch mal?

Ah, genau: „Lächeln“. Das habe ich, glaube ich, auch schon völlig verlernt. Die Tastenkombination kann ich im Schlaf, aber in der Realität?! Ne Tastenkombination gibt es hier leider nicht. Ich probiere es mal vorsichtig aus, ob ich es auch noch in echt kann. „Was grinst Du denn so blöde?“ „Äh... nix“ Mist. Hab vergessen, dass mein Gesprächspartner jetzt ja sieht, was ich mache... Is am PC doch irgendwie ganz praktisch, dass es dort nicht so ist.

Aber „Grinsen“, war das nicht schon ne Stufe höher als Lächeln? Egal, das kann ich auf jeden Fall noch. Immerhin etwas.

„Und? Was machst Du jetzt so?“ „*denk*“ „Wie: „denk“? Sag nicht Du redest neuerdings in Computersprache???“ „Äh ... hehe ... nein. Nicht neuerd... äh... Natürlich nicht, das... äh... war nur zur Überbrückung gedacht.“ Ich fürchte, ich verkörpere gerade perfekt einen *rotwerd*-Smiley. „Ah ja... Also, was machst? Außer ständig mit mir oder sonst-

wem zu skypen und Facebook-Nachrichten zu schreiben?“ Mist. Das ist gemein. Da bleibt nicht mehr viel. „Ähm... ich... ähm...“ Wundere mich kurz, dass auf ihrer Stirn kein *wart* steht, bis mir einfällt, dass das in der Realität ja gar nicht vor kommt. Stattdessen kommen Blicke. Neugierige Blicke. Neugierige und sehr interessierte Blicke. Setzt einen doch irgendwie mehr unter Druck, als *wart*. Boah, wie sie mich anstarrt. Versuche, ihrem Blick auszuweichen. Klappt nicht. Ich fürchte, ich muss mal mit ner Antwort rausrücken.

„Ich, ähm programmiere.“ Mein Gott, was muss sie mich für einen Nerd² halten. Zu Recht... „Ah, ok, dann verstehe ich auch, dass Du IMMER on sein kannst. Find ich persönlich auch ein bisschen übertrieben...“ OK, sie HÄLT mich für einen Nerd. Oh, Mann. Mir wird gerade bewusst, WIE abgeschottet ich gewesen sein muss und WAS für eine Wirkung das nach Außen hin gelassen hat...

Sie unterbricht meine Gedanken indem sie sagt: „Gut, also, was wollen wir machen? Wollen wir in ein Cafe und Kaffee und Tee trinken?“ Au ja, das kann ich wenigstens noch. Hoffe ich zumindest...

„Gefällt mir“, höre ich mich sagen und sehe, wie mein Daumen zur Bestätigung nach oben gestreckt wird. Oh nein, nun habe ich es tatsächlich gemacht... „Haha, ich mag Deinen Humor. Kommt immer so trocken und ernst rüber!“ Puh. Sie hat es als Humor gewertet. Na, da kläre ich sie dann jetzt auch besser mal nicht auf. Man muss ja nicht gleich von Anfang an ehrlich sein.

Im Cafe bestellt SternchenΩ... SternchenΩ? Moment... Heißt die eigentlich wirklich so?

Hm, ne, ich habe sie doch unter nem anderen Namen kennen gelernt. Oder? Doch... Sie wurde in der Schule doch nicht SterchenΩ genannt, oder? Und „Ω“ kommt mir jetzt als Nachnamen auch... kurz vor. Egal: Meine Begleitung (Ha, Problem umshift) bestellt einen Kaffee, ich einen Tee.

Kurz darauf wird auch schon serviert. Ich bekomme eine Tasse mit heißem Wasser. Blöd und ungläubig starre ich die Tasse verdutzt an. „Is was?“. Ihr entgeht aber auch nichts.

„Ähm, ja...“ Muss ich eigentlich jeden Satz mit „Ähm“ anfangen und wenn möglich jeden Satz und jeden Gedanken mit drei Punkten aufhören? Der Tee... Ist der hier immer durchsichtig?“ SternchenΩ lacht. „Oh, da haben sie wohl den Beutel vergessen. Ich kümmere mich drum.“ „GL!“ „Was?“ „Ähm, Good luck...!“ „Aha...“ Kein Kommentar. Kurz darauf kommt sie mit Teebeutel in der Hand wieder. „Bitteschön!“ „Thx!“ „Thx? Du bist ja echt freakig drauf...“ „Ähm, hehe,...JJ; Danke!“ Oh mein Gott, auf „Danke“ hätt ich ja wohl auch direkt kommen können. „JJ? Was heißt das denn nun schon wieder? *augenroll*“ „Siehst Du, Du machst es ja selber auch...“ „Was?“ „Das mit den Emotionen sagen.“ „Ich habe nur versucht mich Dir anzupassen! Also, was heißt JJ?“ Ups. Peinlich. Und ich fall auch noch drauf rein. „Ach, das heißt „Just Joking“; Du kennst aber auch gar nichts...“ „T’schuldige, ich habe schließlich auch noch ein Leben außerhalb meiner Tastatur.“ Ok. Das ist der entscheidende Unterschied zu mir. Ich wende mich meinem Tee zu und lasse den Beutel in das nun schon mehr lauwarme Wasser plumpsen, drücke etwas auf ihm herum und hole ihn schließlich elegant heraus. Das heißt, ich möchte ihn elegant herausholen. Soweit die Theorie, die Realität sieht anders aus: Ich fische mit dem Löffel nach dem Beutel, spiele kurz ungewollt fangen mit ihm, bekomme ihn aber schließlich, wickel das Bändchen um Löffel und Beutel, um den Beutel vernünftig auszuquetschen und „Plumps!“ ist er wieder im Tee. „Platsch“, schon wieder. „Plumps“, nochmal. Ich gebs auf. Sie grinst. Um von der doch eher peinlichen Situation abzulenken, bzw. um so zu tun, als wäre gar nichts, trinke ich einen Schluck meines Tees. Während ich den Tee genieße, merke ich, wie es in dem Cafe auf ein Mal sehr still wird. Und dass irgendwie alle zu mir zu schauen scheinen. Auch SternchenΩ starrt mich mit offenem Mund an. Was ist denn los? „Wth? Ähm, meine: What the hell? Was ist?“ „Merkst Du das nicht?? Du schlürfst und schlabberst was das Zeug hält!!

Man hört dich im gesamten Cafe!!“ Oups. „Trinkst Du immer so?“ „Naja ähm... Bislang hat sich noch keiner beschwert.“ „Ja, komisch. Wenn keiner da ist, kann sich auch keiner beschweren. Du verabredest Dich nicht sonderlich oft, oder?“ „Du meinst so P2P?“ „Watt?“ „Ähm, from Person to Person; also von Auge zu Auge... Ach, also, nicht vorm PC.“ „Ja... Ja, genau das mein ich! Meine Güte, für Dich braucht man ja fast einen Dolmetscher!“ „Och, ich denk es würd auch reichen, wenn wir uns nächstes Mal einfach mit unseren Laptops treffen und wir uns dann damit unterhalten. Schont auch Hörfähigkeit und Stimmbänder.“ Schau in ein ernsthaft geschocktes Gesicht. „Mann, das war Spaaaß...“ War es diesmal ausnahmsweise sogar wirklich. „Bei Dir bin ich da jetzt GANZ vorsichtig! Dir traue ich momentan auch echt alles zu...“ „Hm, hast Du Aldi-Talk?“ „Ja, wieso?“ Schreibe ihr unterm Tisch die SMS: „Dann können wir uns auch einfach per SMS unterhalten. ROFL“ Kurz darauf bimmelt ihr Telefon. Bzw., es springt. Wie eine Sprungfeder. Ein sehr interessanter Klingelton. „Du spinnst doch...“ Ich grinse sie an. Ich glaube so langsam finde ich mich in das Leben wieder ein. Oder ich kann mit meinem Unwissen bezüglich realer Begegnungen jetzt einfach schon besser umgehen. Wie auch immer: Ich hab Spaß und das ist die Hauptsache. ;)

Nach und nach entsteht zwischen SternchenΩ (ich weiß immer noch nicht ihren richtigen Namen) und mir sogar ein vernünftiges, lustiges und interessantes Gespräch. Bis 16:28 Uhr geht das so. Dann betritt nämlich eine junge Frau das Cafe und auf ein Mal springt SternchenΩ auf: „Hey, Annika. Das ist ja ne Überraschung! Willst Du dich zu uns setzen?“ „Hey, Susi! Ja, warum nicht?“ Aha, Susi also. Susi wendet sich nun mir zu und sagt: „Das ist Annika!“ Das wusste ich jetzt sogar auch schon. „Sie hat mit Computern und Technik übrigens absolut gar nichts am Hut.“, sagt’s und zwinkert mich an. Das war eine Info zu viel. Ungewollt platzt es aus mir heraus: „Ich sach ma ohne Hak’s⁵ Hallo, ne?

Aber dennoch: G2CU⁶!! Gefällt mir!“ Ich verziehe nicht eine Miene, sondern male, nachdem ich meinen Daumen, diesmal gewollt, in die Höhe gestreckt hab, einen Smiley in die Luft. Zudem dürfte das Verstehen Annika auch noch dadurch erschwert werden, dass ich mir irgendwann angewöhnt hatte, die Abkürzungen meist auch wirklich Buchstabe für Buchstabe zu sagen. Und das gewöhne ich mir jetzt für Annika wohl kaum ab. „KHYP⁷, is immer komisch, neue Leute zu treffen, ne?“ Mir macht meine Rolle, die bis vor zwei Stunden leider noch keine Rolle, sondern Wirklichkeit, war, mittlerweile echt Spaß. „Hey, QD⁸! JJ!“ Ihr steht die Sprachlosigkeit ins Gesicht geschrieben, die Arme versteht echt kein Wort. Susi amüsiert sich derweil prächtig. Ebenso wie ich. Es ist nur noch eine Frage von Millisekunden, bis eine Lachbombe aus mir heraus platzt. „SCNR⁹!“ Susi blickt mich an: „Ok, darf ich sie aufklären und dolmetschen?“ „Aber gerne doch

;)“ So erklärt Susi ihr alles und wir drei haben noch einen richtig schönen Abend, ganz ohne Computer-Vokabular. Ok, fast ohne.

Übersetzungshilfe:

¹ Lol – Lautes Lachen – (Laughing Out Loud)

² Nerd – Computerfreak/Fachidiot

³ Thx – Danke (Thanks)

⁴ ROFL – Auf dem Boden Rollen vor Lachen (Rolling On The Floor Laughing)

⁵ Hak – Umarmungen und Küsse (Hugs And Kisses)

⁶ G2CU – Ich freu mich, Dich zu sehen (Glad to see you)

⁷ KHYP – Ich weiß, wie du dich fühlst (Know how you feel)

⁸ QD – Beruhige dich wieder! (Quiet Down)

⁹ SCNR – Sorry, aber ich konnte einfach nicht widerstehen (Sorry, Could not resist)

Zuletzt

Ist es eine Leistung, älter zu werden? Claus fühlt sich unbehaglich in der feierlichen Runde, spürt wie er die Schultern unwillkürlich anspannt als sich die Flut von Glückwünschen über ihn ergießt. Kollegen der anderen Abteilungen freuen sich auf viele weitere Jahre gedeihlicher Zusammenarbeit. Ihn amüsiert das Wort „gedeihlich“. Er nimmt sich vor, es im nächsten Sitzungsmarathon unauffällig einzuflechten. Seine Sekretärin dankt mit überschwänglichen Worten für seine Geduld, seinen Humor und sein Fingerspitzengefühl als Chef. Damit habe er ihr und allen Mitarbeitenden der Abteilung die Arbeit in den letzten zwei Jahrzehnten zum Vergnügen gemacht. Sie überreicht ihm im Namen aller Kollegen eine kleine Kiste Rotwein und einen Fotokalender mit dem Titel „Traumstrände der Karibik“. Missmutig streicht er mit dem Daumen wie mit einem Radiergummi über die Palme auf dem Deckblatt. Derbe Übertreibungen und Schmeicheleien bereiten ihm Sodbrennen, Rotwein ebenso. Ein Vorstandsmitglied bemüht sich persönlich in sein überfülltes und überheiztes Büro, weil er – so seine gestelzten Worte – „es sich nicht nehmen lassen will, zum 50. Ehrentag auf das Wohlergehen von Herrn Schmiedt anzustoßen“. Claus ringt sich ein schiefes Lächeln ab. Unbeholfen stehen sie sich gegenüber. Die Laudatio gerät kurz, denn der neue Vorstand ist noch nicht lange genug im Amt, um auf launige Erinnerungen aus gemeinsamen Zeiten zurückgreifen zu können. Die auf die Schnelle notierten Fakten aus der Personalakte erweisen sich weder als unterhaltsam, noch als ergiebig. Schließlich setzt die Vorsitzende des Betriebsrats ebenfalls zu einer Rede an. Claus stockt für einen Moment der Atem. Aber sie beschränkt sich auf wenige unverfängliche Worte und überreicht ihm einen kleinen Kaktus mit einer aufgesteckten, übertrieben großen gelben Blüte aus Seidenpapier. Es ist ein Friedensangebot, das der Kündigungswelle der kommenden Wochen nicht standhalten wird.

Entsetzt starrt Eva auf das verschmorte Gemüse und die orangerot glühende Herdplatte. Sie hatte sich doch nur kurz ans offene Fenster geschleppt, um ihre quälende Atemnot mit Frischluft zu besänftigen. Einen Augenblick war sie wohl abgelenkt als sie den Postboten kommen sah. Kurz darauf drang das emsige, metallene Klacken der Briefkastenklappen bis zu ihr in den dritten Stock. Wann hatte sie der letzte Brief, die letzte Karte, die letzte persönliche Botschaft aus der Welt da draußen erreicht? Hastig zieht sie die Kasserolle von der Herdplatte. „Genauso sieht mein Leben aus“, sinniert sie bitter vor sich hin, „genauso wie ein Topf voll verkohltem Brokkoli“. Sie quält sich zu ihrem Sessel, lässt sich hineinfallen, zieht eine braunkarierte, verschlissene Wolldecke fest um ihren knochigen Körper und heftet ihren Blick auf die Zeiger der Standuhr. Früher hatte sie viel ferngesehen, um das quälende Gefühl nutzlos verstreicher Zeit zu mildern.

Aber seit ihr Gerät sie einmal mit merkwürdigen, kleinen Lichtblitzen und knarrenden Geräuschen überraschte, wagt sie es nicht mehr einzuschalten. Strahlen einer trüben Novembersonne tasten sich in das Zimmer, streichen für eine Weile über ihr Gesicht, bevor sie verblassen und schließlich der frühen Dämmerung Platz machen. Sie muss eingeschlafen sein. Als es an der Haustür klingelt, schreckt sie hoch. Hastig greift sie ihre Krücke und schlurft zur Tür. „Liebe Frau Kempe, ich freue mich, Sie gesund und munter anzutreffen“, begrüßt sie der Fremde. Dann streckt er ihr ein kleines Päckchen entgegen: „Im Namen der Kirchengemeinde gratuliere ich Ihnen herzlich zu Ihrem 80. Geburtstag. Sicher haben Sie schon ausgiebig gefeiert.“ Eva schweigt. Ihr schwerer, stockender Atem ist das einzige Geräusch im Treppenhaus. „Darf ich denn für einen Moment eintreten?“ fährt er fort. „Nein“, antwortet Eva leise, schließt langsam die Tür und bleibt dort reglos noch eine Weile stehen. „Alles Gute und Gottes Segen“ murmelt der Fremde im Gehen. Aber das hört sie nicht mehr.

Mit dem Zahnputzbecher prostet Lisa frühmorgens im Bad ihrem Spiegelbild zu: „Happy birthday! Und ab heute wird gelebt!“ Mit Schwung spuckt sie Zahnpasta ins Waschbecken und beobachtet wie sich die bläulichen Schlieren im Ausguss verwirbeln. Dann quetscht sie den Rest der Tube auf ihre nassen Finger und malt eine riesige, tropfende 18 auf das Spiegelglas. Der Frühstückstisch ist liebevoll gedeckt. Ihre Eltern umarmen sie. Sie fürchtet weitere Demonstrationen von Zuneigung und will es rasch hinter sich bringen: „Also ich werde das heute durchziehen mit Ben. Und ich hab’ echt keinen Bock auf Kommentare aus dem Spießerveruniversum“. Sie beißt sich auf die Unterlippe und bedauert augenblicklich, dass sie nicht taktisch klüger begonnen hat. „Willst du damit etwas Bestimmtes andeuten?“ Die belegte Stimme ihres Vaters lässt keinen Zweifel daran, dass er sie sehr gut verstanden hat. Aber seine Kraft reicht nicht, um weiter zu kämpfen. Sie geht ohne Abschied. Die neu errungene Freiheit schmeckt unerwartet schal. Dann beginnt sie zu laufen, läuft fast ohne Pause quer durch die Stadt bis zur Wohnung ihres Freundes. Schweißtropfen kleben an ihren Schläfen, die Wimperntusche fließt in schmutziggrauen Streifen über ihr Gesicht. Endlich ist sie da. Die fertig gepackten Maschinen stehen bereit. Ja doch, sie hat alles richtig gemacht. Das spürt sie beim Blick in seine seegrünen Augen und dem magischen Schaudern als er sie umarmt. Mit Motorengeheul starten sie auf ihren schweren Rädern in den nebligen Morgen, Richtung Süden. Und sie lässt alles zurück: ihre Eltern, ihre Freunde, die Schule, ihre sorgsam geplante Zukunft.

Ein dreiviertel Jahr später:

Das Wohnzimmer im Hospiz ist sparsam, aber liebevoll möbliert. Genau genommen ist es kein eigener Raum, sondern ein ausgebauter Wintergarten, schräg gegenüber vom Stationszimmer. Hier herrscht leuchtendes Gelb in allen Schattierungen: Vorhänge und Kissen, Teppich und Tischsets,

alles strahlt in satter Sonnenfarbe. Drei neue Gäste sitzen wortlos hier seit einer ganzen Weile. „Guten Morgen Frau Kempe, hallo Lisa, hallo Herr Schmiedt!“ begrüßt Schwester Angela das schweigsame Trio. „Wissen Sie eigentlich, was Sie drei gemeinsam haben?“ fährt sie munter fort, „alle im gleichen Monat geboren, Novemberkinder!“ Irritiert starrt Claus sie an: „Na und?“ Angela füllt frischen Tee in die Gläser und streichelt Lisa sanft übers Haar. Auf die Berührung reagiert Lisa mit einer kaum merklichen ruckartigen Bewegung ihrer Augen. Eva strafft ihren Rücken und setzt sich so aufrecht hin wie es ihr möglich ist: „Na, der nächste Geburtstag ist ja dann für uns alle noch eine Weile hin“. In Gedanken fügt sie hinzu: ... und den wird keiner von uns mehr erleben, schließlich sind wir zum Sterben hier und nicht zum Feiern.

In der folgenden Woche verlässt Claus kaum sein Zimmer, die Schmerzen machen ihm sehr zu schaffen. Aber es ist weniger das Drücken und Ziehen in seinem Körper, es ist vielmehr der Schmerz in seiner Seele, das unerbittliche Grübeln und Rechten: Hätte er seine Übelkeit und das Sodbrennen nur ernst genommen, wäre er früher zum Arzt gegangen! Hätte ihn seine Frau nicht verlassen und seine Tochter nicht verraten! Wäre er nicht Jahrzehnte gefangen gewesen in seinem verhassten Job, umzingelt von Intriganten und Speichelleckern... Unter der Bettdecke ballt er die Fäuste und stößt einen unartikulierten Schrei aus. Als die neuen Medikamente wirken, wickelt er sich bedächtig in seinen Morgenmantel und schlurft nach nebenan in den Wintergarten. „Wann genau haben Sie denn Geburtstag?“ begrüßt ihn Eva, die bis zum Hals in ihrer schäbigen Decke steckt. Claus blickt missmutig auf das ausgemergelte Bündel Mensch in der Sofaecke. Auf ihrem kleinen Gesicht klemmt eine Sauerstoffbrille wie ein langbeiniges Insekt. Statt zu antworten, murmelt er: „Es stört Sie nicht, wenn ich den Fernseher anmache?“ „Doch, das stört mich“, antwortet Eva leise, aber ohne

kompromissbereiten Unterton in der Stimme. „Lisa hatte wieder Besuch von ihren Eltern“, fährt sie unvermittelt fort und deutet mit einer kurzen Kopfbewegung in Richtung der gegenüberliegenden offenen Zimmertür. Lisa ist in einen voluminösen Sessel gebettet. Eine aschblonde Locke hat sich wie ein kleines Gespinst über ihre Augen gelegt. „Nicht einfach für die Eltern“, murmelt Eva. „Das ganze Leben ist nicht einfach“, erwidert Claus verächtlich, „schon gar nicht, wenn es so...“ er bricht ab und tastet nach seinem Wasserglas ohne den Blick von Lisa abzuwenden.

Zwar versuchen Claus und Eva, sich aus dem Weg zu gehen, aber die Anziehungskraft des heimeligen Wintergartens ist stärker als ihre gegenseitige Antipathie. So treffen sie hier immer wieder aufeinander. Für gewöhnlich belegt Eva den Platz auf der Couch neben dem Fenster. Claus bevorzugt einen geräumigen Ohrensessel in einigem Abstand. Meistens ist auch Lisa dort, fest eingepackt in ihrem Rollstuhl in halb liegender Position zwischen den beiden. Eva nickt Lisa aufmunternd zu: „Soll ich dir heute mal was vorlesen?“ „Weder kann sie Ihnen antworten, noch verstehen, was Sie lesen“, grunzt Claus aus der Tiefe seiner Polster. „Apallisches Syndrom“, ergänzt er und greift zu seiner Zeitung. „Klugscheißer!“ zischt Eva mit ungewohnt klarer, lauter Stimme, „aufgeblasener Klugscheißer!“ Claus zuckt zusammen und dann beginnt er zu lachen, laut und hemmungslos. Er kann nicht mehr aufhören. Aus den Tiefen seiner Eingeweide sprudelt es heraus, ein tosendes Gelächter.

Einmal bekommt Claus Besuch von einer tristgekleideten Abordnung seiner Firma. Sie versichern ihm, dass alle ihn sehr vermissen. Sie reden langsam und überartikuliert, so als sei er nicht klar bei Verstand. Dabei nicken sie ihm mit starrem Lächeln unentwegt zu. Nach einer knappen Viertelstunde treten sie die Flucht an mit einem vierstimmigen „Gute Besserung und ruhen Sie sich gut aus!“ „Danke und grüßen Sie die anderen“, ant-

wortet er und schlurft mit ihnen ein kleines Stück zur Ausgangstür. „Ach übrigens“, ruft er ihnen mit zitternder Stimme nach, „ich habe nicht die Grippe, sondern Krebs. Und ich werde daran sterben“. Die vier beschleunigen ihre Schritte. Ächzend lässt er sich in seinen Sessel fallen: „Blöde Bande“. Erst jetzt bemerkt er Eva an ihrem gewohnten Platz, die ungerührt ihren Pfefferminztee schlürft. „In Wirklichkeit interessiert doch kein Schwein, wie es mir geht. Ich bin eine Nullnummer seit dem hier“, mit vager Geste fasst er sich an seinen Bauch, „ich war mal der Experte für outsourcing in unserem Betrieb. Hab’ mir bloß nicht vorstellen können, dass das Schicksal den Spieß mal so böse umdreht!“ Eva klimpert mit ihrem Löffel im Teeglas: „Für was für ein Ding waren Sie der Experte?“ „Für out...“, er setzt neu an „wenn Mitarbeiter mehr Kosten verursachen als sie Nutzen bringen, dann...“ Eva unterbricht ihn: „...dann schaut man, wie man sie los wird?“ „Nein, – ja, so ähnlich“, Claus nickt zögerlich.

Lisas Freunde verwandeln ihr Zimmer jedes Wochenende in ein kleines Improvisationstheater. Dann sind Lisas Züge entspannt und ihr Atem geht gleichmäßig, auch wenn sie eingesponnen bleibt in ihren Kokon. Manchmal meinen die Freunde, in Lisas Augen eine Frage zu lesen. Aber keiner wagt zu antworten. Nach dem Unfall setzte Ben die Reise ohne sie fort. Rasch fand er eine neue Partnerin und lebt nun mit ihr auf einer Finca in Andalusien. Er ließ Lisas Eltern wissen, dass es ihm leid tue, aber er wolle nicht mehr nach Deutschland zurück und könne daher auch nicht von Lisa Abschied nehmen. Manchmal sitzen auch Eva und Claus an Lisas Bett. Sehr vorsichtig drückt Claus ihre Hand. Eva streicht ihr sanft die Schweißperlen von der Stirn und tupft die Speichelfäden aus den Mundwinkeln. „Sie spürt uns“, flüstert Claus. „Natürlich“, antwortet Eva.

An einem Tag im frühen Oktober bleibt Lisas Tür geschlossen. Vor dem Stationszimmer brennt eine

Kerze. Eva und Claus hängen schweigend ihren Gedanken nach. Ein leichter Herbstwind fängt sich in den Gardinen, der Nachmittag ist voller Wärme und Licht. „Die Natur da draußen lacht über den Tod“, sagt Claus leise. „Wir Menschen sind nicht wichtig, wir nehmen uns nur wichtig“, stimmt Eva zu während sie mit einer heftigen Hustenattacke kämpft. „Ob es Lisa jetzt gut geht...“ sinniert Claus. Unbeirrt von Evas Ringen nach Luft, fährt er fort: „Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?“ Als der Hustenkrampf nachlässt, antwortet Eva verdrossen: „Ich glaube an gar nichts außer an meinen gesunden Menschenverstand. Der lässt mich allerdings mehr und mehr im Stich“. Nach langem gemeinsamem Schweigen greift Claus den Faden noch einmal auf: „Es wäre schon schön, wenn man wenigstens einen Sinn erkennen könnte...“ Er sucht nach passenden Worten. Eva zieht die Augenbrauen zusammen: „Ein bisschen Zeit bleibt Ihnen noch, da können Sie sich Ihren Sinn ja basteln“. „Also wenn ich ein Klugscheißer bin, dann sind Sie eine verdammte Zynikerin“, gibt Claus zurück. Sie entgegnet mit einem verschmitzten Lächeln: „Da hast du Recht, Bub“.

Heute ist Eva zu schwach, ihr Zimmer zu verlassen. Vorsichtig lugt Claus durch die halb geöffnete Tür: „Was dagegen, wenn ich kurz reinkomme?“ „Hm“ ist die leise Antwort aus dem Kissenberg. Claus verharrt unschlüssig im Türrahmen. Eva lässt ihre flache Hand zweimal auf die Bettdecke fallen. Das sieht nach einem Ja aus, Claus setzt sich zu ihr. Wie unglaublich klein und dünn sie ist, ihr Gesicht wie aus Holz geschnitzt, straff mit gelblicher Haut überzogen. Nur ihre Augen passen nicht in dieses Ensemble der Vergänglichkeit, große Augen von klarem sehr hellem Graublau ohne Trübung. Vielleicht war sie einmal eine sehr schöne, zarte Frau. Claus ist irritiert über diesen Gedanken. „Tja also“, beginnt er unschlüssig, „ich bleib jetzt einfach mal ein kleines bisschen bei dir“. Auch am nächsten und übernächsten Tag besucht er sie. Er redet Belangloses, doch er be-

ginnt, ihr auch Dinge aus seinem Leben anzuvertrauen, über die er noch nie geredet hat. Und er lernt in ihren Augen zu lesen: Zustimmung, Überraschung, Überdross, Schmerz. Zur Begrüßung und zum Abschied wagt er, kurz ihre Hände zu berühren. Noch immer erschrickt er darüber, wie kühl und zerbrechlich sie sich anfühlt.

Wenige Tage später sitzt Eva wieder an ihrem gewohnten Platz im Wintergarten. „Warum kann ich altes Weib nicht sterben und unsere Lisa musste so früh gehen?“ murmelt sie vor sich hin, „mich wird ohnehin niemand vermissen“. „Wirklich niemand?“ hakt Claus nach. „Nein, ich habe keinen Menschen, ich habe nur Schmerzen, Husten und hässliche Erinnerungen“. Nach einer kleinen Pause fährt sie fort: „Und lang begrabene Hoffnungen“. Claus schaut sie nachdenklich an. Dann erwidert er leise: „Weißt du, dass es viel mehr schmerzt, wenn die Hoffnung nicht totzukriegen ist und Tag für verdammten Tag enttäuscht wird?“ „Deine Tochter?“ fragt sie, obwohl sie die Antwort längst weiß. Er nickt und beißt sich auf die Unterlippe. „Erzähl mir noch einmal von ihr“, ermuntert sie ihn. Dann kramt sie unständig ein Papiertaschentuch aus den Falten ihrer Wolldecke und reicht es ihm: „Hier, dir ist was ins Auge geflogen, starker Mann“. Irgendwie schafft sie es immer wieder, seiner Verzweiflung eine Spur Heiterkeit entgegenzusetzen. „Danke“, sagt er und fügt hinzu: „übrigens, ich werde dich sehr vermissen, wenn du vor mir stirbst.“

Der Spätherbst spült mattes, graues Licht durch die Fensterscheiben. Claus kann sein Bett nicht mehr verlassen. Seine Augen sind starr gegen die Decke gerichtet. Wasser in der Lunge macht ihm das Atmen schwer. Eva hat darauf bestanden, mit ihrem Rollstuhl an seine Seite gefahren zu werden. Dort verharrt sie nun. Die Stunden vergehen. „Ich kann nicht mehr“, hört sie Claus stöhnen. „Es ist bald vorbei, mein tapferer Junge“. Mühevoll steht sie auf, beugt sich über sein Bett. Zärtlich massieren ihre steifen Finger seine Stirn. Wieder

und wieder flüstert sie ihm zu: „Hab keine Angst, hab keine Angst“. Er greift ihre Arme und zieht sie zu sich. Sie lässt es geschehen, obwohl ihre Knochen der Strapaze dieser Bewegung kaum gewachsen sind. „Was wird jetzt, was passiert...“ stammelt er mit schwacher Stimme. Er will weiter sprechen, aber sein Mund kann die Worte nicht mehr formen. Eva atmet tief ein, dann schaut sie ihm fest in die Augen: „Alles wird gut, nicht mehr lange, dann bist du an einem Ort ohne Kummer und ohne Schmerzen“. Ob er sie noch hört? Sie spricht weiter: „Nur noch eine winzig kleine Weile, dann bist du frei wie ein Vogel. Das musst du mir glauben, ich bin eine alte, weise Frau, – und ich hab dich lieb“. Täuscht sie sich oder war das der Anflug eines Lächelns auf seinem Gesicht?

In das Kondolenzbuch trägt sie sich als erste ein. Sie beginnt zu schreiben: „Novemberbruder!“ Sie schreibt weiter, Seite um Seite bis ihre Handgelenke zu sehr schmerzen. So schwungvoll wie es ihre steifen Finger zulassen, unterschreibt sie und fügt ein kaum mehr leserliches „bis bald“ hinzu. Und ohne es verhindern zu wollen, rinnen Tränen über ihr Gesicht. Sie macht sich nicht die Mühe, es zu verbergen. Angela setzt sich schweigend zu ihr und nimmt sie in den Arm. Eva schnäuzt sich kräftig, dann setzt sie achtsam ihre Worte: „Ich weine, weil ich ihm etwas bedeutet habe. Ich weine vor Glück. Ich habe geliebt – zuletzt“.

Eva stirbt eine Woche später, zwei Tage vor ihrem 81. Geburtstag.

MONIQUE PHILIPPART

(ohne Titel)

6. Dezember 1992.

16 Uhr 36.

Kann man auf die Uhr schauen, wenn unter einem der Boden wackelt und alles in einen Haufen fällt, was einem lieb und wertvoll ist?

Ich sitze seit sechs Stunden im Flur des Katowicer Krankenhauses und warte darauf, dass Vater aus dem Kreissaal kommt und mir die Geburt eines Bruders oder einer Schwester ankündigt. Ich weiß immer noch nicht, ob ich mich auf den Familienachwuchs freuen soll. Eigentlich kann ich mir gar nicht vorstellen, dass ich von nun an alles, vor allem aber die Zuneigung meiner Eltern, mit jemandem teilen soll.

Als sich endlich die Tür öffnet und mein Vater heraustritt, mochte ich aufspringen und ihm entgegenzueilen. Aber etwas hält mich zurück, Vaters Gesicht ist seltsam starr. Er beugt sich zu mir hinunter und ich sehe blankes Entsetzen in seinen Augen.

„Jacek,“ sagt er, Jacek, nein, bitte nein!“

Dann fängt er an, hemmungslos zu weinen.

Ich schaue auf die Uhr. 16 Uhr 36.

„Was ist los,“ frage ich leise und halte den Atem an. Das Kind! Lebt es!

Vater nickt und legt seine breite Hand auf meine Schulter. Jacek, deine kleine Schwester ist behindert zur Welt gekommen. Lisa hat keine Arme und sie hat nur ein Bein.

Ich träume!

In meinem Kopf hämmert es.

Ich habe einen schrecklichen Alptraum. Bald werde ich wach werden und mich fragen, wie ich solch wirres, absurdes Zeug erfinden kann.

„Warum?“ frage ich und Vater spricht von Giftgasen, Schwermetallen in der Luft und Radioaktivität.

„Du kennst Tschernobyl in Russland. Dort werden täglich Kinder und Tiere mit Behinderungen geboren. Die Ärzte gehen aber davon aus, dass Lisa geistig völlig normal ist.“

Ein Kind ohne Arme.

Ein Schmetterling ohne Flügel.

K-E-I-N-E A-R-M-E buchstabiere ich still.

Als ich klein war, haben meine Eltern einander die Wörter, die ich nicht verstehen sollte, manchmal buchstabiert.

N-U-R E-I-N B-E-I-N.

„Ein Krüppel!“ entfährt es mir. Vater sieht mich entsetzt an und hebt kurz die Hand, als wolle er mich schlagen.

„Lisa ist ein behindertes Kind, Jacek, kein Krüppel, und wir werden sie lieben lernen.“

Um Himmelswillen, er denkt doch wohl nicht daran, das Kind mit nach Hause zu nehmen. Es gibt doch Heime für Behinderte!

„Möchtest du Lisa sehen?“ fragt Vater.

Nein, nein, nein!!

„Ja“, sage ich leise.

Meine Mutter liegt in einem Bett, sie ist so weiß wie die Laken, die sie zudecken.

Eine ältere Krankenschwester hält Lisa auf dem Schoß.

„Hallo,“ sagt sie betont fröhlich,“ guten Tag, großer Bruder.

Lisa hat braune Augen und dunkle Haare wie Vater. Nie in meinem Leben habe ich einen so großen Hass gespürt. Ich hasse die Ärzte, die nicht gemerkt haben, dass mit Lisa etwas nicht stimmt, ich hasse meine Mutter, die da liegt und sich nicht rührt, ich hasse meinen Vater, der schon wieder weint. Ich hasse die Wissenschaftler, die Politiker und die Fabrikbesitzer, die zulassen, dass Apfelblüten wachsen, die größer als Ahornblätter sind und Kälber mit zwei Köpfen und kleine Mädchen ohne Arme geboren werden.

Alle wollen reich werden.

Schnell, schneller, immer schneller!

Alles ist gut, solange die Wirtschaft wächst.

Zwei Prozent Wachstum! Drei Prozent! Nein, mehr, mehr, immer mehr.

Ich hasse Gott, weil er allmächtig und allgütig ist und doch nicht verhindert, dass ein Kind geboren wird, das die Chance nicht hat, sein elendes Leben zu meistern.

„Lisa ist 1930 Gramm schwer und 48 Zentimeter groß, sagt die Schwester.

1930 Gramm?

Ein gesundes Kind wiegt um die drei Kilo und Lisa ist keine Frühgeburt. Wieviel wiegt ein Babyarm? Plötzlich steht die Krankenschwester auf und legt Lisa auf den Wickeltisch. Mutter hat die Augen immer noch geschlossen, aber ich weiß, dass sie nicht schläft.

„Ich werde die Kleine jetzt windeln, dann werden Sie sie stillen, Frau Kosminska.“

Verzweifelt schaue ich nach einem Fluchtweg.

Die Krankenschwester zieht behutsam Lisas Strampelhose aus. Vater steht hinter ihr und schaut ihr zu. Ich sehe, wie er die Wangen nach innen zieht und darauf herumkaut.

Es ist nur ein Stück Mensch, das die Schwester aus den Kleidern schält.

Ich bin zutiefst erschüttert.

Nein, so habe ich es mir nicht vorgestellt. So nicht! Ich weiß nicht, wie ich es mir vorgestellt habe, aber so nicht!

Bitte, bitte lieber Gott, lass es nicht wahr sein! Lass es doch nur ein böser Traum sein!

Ich will keine halbe Schwester.

Ich will überhaupt keine Schwester.

Die Schwester redet leise mit Lisa. Ich will nicht hinsehen, aber mein Blick wird magisch angezogen. An Lisas linker Seite ist die Schulter völlig abgerundet, es gibt nicht einmal die Andeutung eines Arms oder einer Hand. Auf der rechten Seite hat sie ein etwa sechs Zentimeter langes, ebenfalls abgerundetes Stümpfchen. Das rechte Bein ist völlig normal mit einem wohlgeformten Fußchen, das linke Bein endet kurz unterhalb des Rumpfes mit einem kleinen Knoten.

In mir toben die widersprüchlichsten Gefühle: Wut, Kummer! Eifersucht, weil ich ahne, dass meine Eltern diesem Kind viel Zeit werden widmen müssen. Mitleid und ein ganz kleines Gefühl von Zuneigung zu diesem Wesen, das nackt und erbärmlich vor mir liegt.

Eine tiefe Hoffnungslosigkeit, weil ich nicht weiß, was aus uns werden wird!

Wie werden meine Freunde reagieren?

Werden sie hinter meinem Rücken über meine behinderte Schwester lachen?

Wenn nur mein Kopf nicht so weh tun würde!

15. Juli 2000

„Was glaubst du, Jacek, was ich gewonnen habe? Wann gehen wir endlich? Hoffentlich habe ich nicht nur einen Trostpreis gewonnen. Ich möchte eine Puppe haben oder einen großen Teddybären.“

Lisa hüpfte schon seit einer halben Stunde in ihrem Krankenzimmer umher und plappert unentwegt.

„Wenn du nicht bald deine Prothese anziehst, werden wir sicher zu spät kommen.“

Ich helfe Lisa, die vor Aufregung zappelt, in ihr Prothesengestell und ziehe ihr eine weiße Strumpfhose an. Als Mam kommt, stehen wir fix und fertig da.

Lisa sieht süß aus in ihrem Trägerkleid aus blauem Kord.

„Also los!“ sagt Mam. Ich habe sie selten so vergnügt gesehen. Lisa ist seit vier Wochen in Aschau in der orthopädischen Klinik, in der sie seit acht Jahren behandelt wird. Hier in diesem hellen und kinderfreundlichen Krankenhaus bekommt sie nicht nur neue Beinprothesen, hier lehrt man sie auch, mit ihrer Behinderung umzugehen.

„Schade, dass Papi nicht dabei ist.“

„Du weißt. Spatz, dass Papi sich nicht jedes Mal Urlaub nehmen kann. Sei doch froh, dass Jacek hier ist.“

„O ja,“ ruft Lisa und schmiegt sich kurz an mich. Wenn ich Ferien habe, begleite ich Lisa und Mam nach Aschau. Mam nimmt an Lisas Turnstunden teil, eine Orthopädin lehrt sie wie sie mit Lisa turnen muss, damit Lisas rechte Seite sich nicht stärker entwickelt als die linke und sie nicht mit der Zeit einen Buckel bekommt.

Hier in Aschau hat Lisa gelernt, dass sie mit ihrer Behinderung nicht allein auf der Welt ist.

Sie hat Freundschaft geschlossen mit der achtjährigen Carla aus Wien, die wegen eines Rückenleidens manchmal monatelang im Krankenhaus liegt und mit dem sechsjährigen Eduard, der bäuchlings und mit einem lautem „Tatütatü, auf die Seite, biiiiite! auf seinem Skateboard durch die Flure der Klinik rast. Und unsere Eltern und ich haben gelernt, dass den Menschen, die aus Raffgier die Welt schänden, viele guten Menschen gegenüber stehen, deren einziges Ziel es ist, die Welt zu verbessern und die sich mit viel Liebe und Geduld um behinderte Kinder kümmern.

„Jacek, du träumst,“ sagt Lisa und knufft mich unsanft in die Seite.

„Du hast Recht,“ lache ich, „gehen wir also.“

Lisa malt sehr gerne. Auf ihren Bildern lachen die Erwachsenen und die Kinder, die Katzen, die Hunde, die Eichhörnchen und sogar die Blumen und die Bäume.

Als Lisa sich an einem verregneten Nachmittag in ihrem Krankenzimmer langweilte, schlug Mam ihr vor, an einem Malwettbewerb teilzunehmen, den eine Bank ausgeschrieben hatte.

Das Thema lautete Wir leben zusammen! und Lisa malte zwei Kinder die sich bei der Hand halten: ein kleines Mädchen mit blonden Zöpfen und etwas größeres, dunkelhäutiges Mädchen. In dessen Kraushaar Dutzende bunte Perlen hineingeflochten sind.

„Nadia und ich,“ war Lisas Kommentar zum Bild. Nadia ist die brasilianische Adoptivtochter von Bekannten und Lisa bewundert sie maßlos.

Vor einer Woche kam eine Einladung zur Preisverteilung und Lisa war ganz aus dem Häuschen.

In der Eintrittshalle der Bank nimmt ein Mann in blauer Livree uns die Mäntel ab. Lisa verhält sich wie eine vornehme, junge Dame. „Vielen Dank,“ sagt sie und schenkt dem Mann ein zuckersüßes Lächeln. Ich kann förmlich sehen, wie er schmilzt. „Gern geschehen, kleines Fräulein“, sagt er und verbeugt sich vor ihr.

„Wow“ schreit Lisa aber völlig undamenhaft, als wir den Festsaal betreten. Auf mehreren weiß gedeckten Tischen stehen Minipizzas, winzige Salamibrötchen, Kaiserschnitten und Würstchen im warmen Teig auf der einen Seite. Sahnetörtchen, Erdbeerschnitten und Windbeutel auf der anderen Seite.

Eine halbe Stunde nach unserer Ankunft beginnt die Preisverteilung.

„Ich platze,“ seufzt Lisa, „ich kriege kein einziges Törtchen mehr runter.“

Es gibt eine Menge Trostpreise.

Die Kinder sind in Alterskategorien eingeteilt und jedes einzelne Kind wird aufgerufen und bekommt einen Malkasten, eine CD oder ein Buch.

„Und jetzt zu den drei Hauptpreisen der jeweiligen Kategorie,“ sagt plötzlich der Direktor, der sehr schick in seinem grauen Anzug aussieht.

„Der dritte Preis unserer jüngsten Maler und Malerinnen, ein Skateboard, geht an Bob Ansay. Bob, deine Zeichnung ist ausgezeichnet.“

Der kleine, stupsnäsige Bob windet sich vor Verlegenheit, als er seinen Preis entgegennimmt.

„Mich hat er noch nicht gerufen,“ flüstert Lisa.

„Der zweite Preis geht an die sechsjährige Mara Peters. Herzlichen Glückwunsch, Mara.“

Mara strahlt übers ganze Gesicht, als die junge Frau, die neben dem Direktoren steht, ihr einen Radio-CD Spieler reicht, und ich halte die Luft an. Dass Lisa noch nicht gerufen wurde, kann nur eins bedeuten.

„Und der erste Preis geht an... Lisa Kosminska.“

Eine schwarzgekleidete Frau bringt ein prachtvolles, rotes Fahrrad herein, alle klatschen und Mutter schubst Lisa nach vorne.

„Hier ist sie ja, die kleine Lisa! Eine wahre Künstlerin! Sag mal, Lisa, wer sind die beiden Kinder auf deinem Bild?“

„Ich und Nadia,“ antwortet Lisa.

Der Direktor hält ihr die Hand zum Gratulieren hin und Lisa steht wie angewurzelt, da.

„Ich...ich kann nicht,“ stottert sie.

Der Mann sieht sie freundlich an.

„Was kannst du nicht, Lisa? Ach, vermutlich kannst du noch nicht Fahrrad fahren. Aber das ist gar nicht schlimm. Deine Mutter oder dein Vater werden es dich lehren.“

Er hält Lisa immer noch die Hand hin.

Zum Teufel, ist der Kerl blind?

„Ich kann Ihnen keine Hand geben,“ sagt Lisa kläglich in ihrem fast akzentfreien Deutsch. Sie und Mam lernen seit vier Jahren deutsch, damit sie sich in Aschau besser verständigen können. Plötzlich rollen zwei Tränen über Lisas Gesicht. Ich beiße mir in den Handrücken, um nicht laut loszuschreien. Meine Mutter wage ich gar nicht anzuschauen.

„Ich habe keine Arme.“

Lisas Gegenüber erstarrt und schaut fassungslos auf die leeren Kleidärmel, die an Lisas Körper entlanghängen.

„Ich bin... du hast...?“

Langsam, ganz langsam zieht er seine Hand zurück. Im Saal ist es mucksmäuschenstill.

Aber je mehr der Mann die Fassung verliert, umso mehr gewinnt Lisa sie wieder. Sie kann sich die Tränen nicht wegwischen und sich die Nase nicht putzen, aber sie sagt ganz ruhig.

„Sie brauchen nicht traurig zu sein, ich bin so geboren und ich habe mich schon daran gewöhnt. Es ist ganz lieb von Ihnen, dass Sie mir ein Fahrrad schenken und ich weiß auch schon, wem ich es ge-

ben werde. Nadia hat nämlich eine Schwester, die ein Jahr jünger als ich ist...“

Lisa hört gar nicht mehr auf zu reden.

„Weißt du, Lisa,“ unterbricht der Bankdirektor schließlich ihren Redeschwall. Er hat sich etwas gefasst, seine brüchige Stimme verrät aber, dass er völlig aufgewühlt ist.

„Das Fahrrad darfst du natürlich behalten, ich finde es sehr lieb von dir, dass du es verschenken willst. Aber weil du das tapferste kleine Mädchen bist, dem ich je begegnet bin und dein Bild wirklich wunderschön ist... sag mal,“ hält er plötzlich inne, „wie hast du das Bild eigentlich gemalt?“

„Mit meinem rechten Fuß,“ sagt Lisa und zieht geräuschvoll die Nase hoch, „weil ich nämlich keinen linken habe.“

Lisa lacht und ich warte darauf, dass der Direktor ohnmächtig umfällt. „Ich kann mit dem Fuß und mit dem Mund malen.“

„... also, ich wollte sagen, du kriegst für dein... äh... Bild... noch etwas, äh, sag mir, was wünschst du dir?“

„So ein Radio wie das Mädchen dort,“ sagt Lisa spontan und der Mann nickt.

„Gleich morgen kannst du deine Stereoanlage bei mir im Büro abholen.“

„Yäh,“ sagt Lisa ganz laut, dreht sich zu mir um und fragt: „Jacek, was ist eine Stereoanlage?“

CHRISTINE PILOT

Aliye

Sie ist fast dreißig Minuten zu früh da, die allererste, und ich denke: Das wird bestimmt eine ernsthafteste Schülerin. Kaum hat sie mich, die von der Tür aus nur einen Blick in den

Klassenraum werfen wollte, gesehen, erhebt sie sich von ihrem Stuhl. „Entschuldigen Sie“, sagt sie vorsichtig, mit leichtem Akzent, und beginnt nervös in ihrer Tasche zu suchen. „Ist das der richtige Raum? Hier soll heute ein neuer Abendkurs beginnen.“ Sie hält mir das inzwischen gefundene Schreiben hin. Ich kenne es, mit diesem Brief laden wir alle Bewerber ein, die in einen neuen Kurs aufgenommen werden. „Wir freuen uns Ihnen mitteilen zu können...“, und „Bitte finden Sie sich am soundsovielten um soundsoviel Uhr in Raum soundso ein.“ „Raum 151“, sagt sie, „das ist doch hier?“ „Aber ja“, bestätige ich. „Das ist der richtige Raum, und Sie sind wunderbar pünktlich, es ist alles in Ordnung. Die anderen werden bestimmt auch gleich eintreffen.“

Als ich um achtzehn Uhr den Klassenraum betrete, sitzen an die dreißig neue Teilnehmer darin, alle noch schweigend und angespannt. Die meisten sind um die zwanzig oder knapp darunter, nur einer, ein kräftiger Mann in Lederjacke und mit einem Motorradhelm vor sich auf dem Tisch, scheint die Dreißig schon überschritten zu haben, und sie, die ich vorhin bereits gesehen habe, könnte auch auf die Dreißig zugehen.

Aliye heißt sie, so erfahre ich, als sich alle reihum vorstellen. Sie ist verheiratet und hat zwei Söhne, der Jüngere ist gerade eingeschult worden. Wenn die Söhne größer sind, sagt sie, möchte sie wieder arbeiten gehen, aber es soll eine bessere Arbeit sein als früher, sie möchte eine gute Ausbildung machen, und dafür braucht sie diesen Schulabschluss. Und außerdem, fügt sie lächelnd hinzu, hofft sie, mit dem, was sie bei uns lernen wird, auch ihren Söhnen helfen zu können.

Wofür auch immer sie es nutzen wird – Aliye lernt: Wortarten, chemische Formeln, die Umstellung nach x... Bei mir in Englisch büffelt sie Vokabeln, macht zuverlässig alle Hausaufgaben und legt immer wieder die Stirn in Falten, um auch ja kein „s“ nach „he, she, it“ zu vergessen.

Dann schreiben wir die erste Englisch-Arbeit, und Aliye denkt an viele „s“, aber längst nicht an alle, und dass es „on Monday“ und „in the morning“, aber „on Monday morning“ heißt, das ist eben auch nicht so leicht zu behalten.

Nach zehn, zwölf Wochen sieht sie erschöpft aus. „Frau Müller“, sagt sie traurig zu mir, „ich weiß nicht, ob ich die Schule schaffe. Es ist viel, wissen Sie? In Englisch muss ich viel nachholen und in den anderen Fächern auch. Und dann sind die Kinder so anstrengend geworden. Mein Mann arbeitet doch in der Gastronomie, abends ist er immer weg, und ich bin abends ja jetzt auch nicht zu Hause. Da sind die Kinder ganz alleine. Der Kleine weint jetzt so oft. Und wegen dem Älteren hat mich neulich die Lehrerin angerufen.“ Aliye sieht betrübt zu Boden.

Dass ihr Mann eine Abendtätigkeit hat, haben wir Kollegen nicht gewusst. Bestimmt wäre es besser für Aliye, besuchte sie einen Tageskurs. Dann wäre sie zur selben Zeit wie ihre Kinder in der Schule und zur selben Zeit auch wieder zu Hause und nachmittags und abends für sie da.

Begeistert geht Aliye auf unseren Vorschlag ein. Nun wird sie abends die Hausaufgaben machen, wenn ihre Söhne schlafen, rechnet sie uns vor, und wie erleichternd es sein wird, wieder ausgleichene Kinder zu haben.

Der Tageskurs beginnt nach den Sommerferien. Aliye paukt dieselben Vokabeln noch einmal, freut sich über den schon bekannten Stoff und legt in den nächsten Wochen die Stirn nicht ganz so oft in

Falten wie beim ersten Mal. Aber der Tageskurs hat mehr Wochenstunden, dadurch geht es deutlich schneller voran, und abends, nach einem anspruchsvollen Vormittag in der Schule und einem quirligen Nachmittag mit den Kindern ist es nicht leicht, sich noch einmal auf den Schulstoff zu konzentrieren.

Aliye beißt die Zähne zusammen. Lernt auswendig, was sich auswendig lernen lässt, reicht freiwillig verfasste Texte ein und lauert auf jede Frage, die sie vielleicht doch beantworten kann.

Das Halbjahreszeugnis sieht nicht gut aus. „Frau Müller“, sagt sie leise, blickt auf ihr Zeugnis und schüttelt den Kopf.

Als sie zu fehlen beginnt, sie, die noch nie einen Tag versäumt hat, ahnen wir trotz der ärztlichen Atteste, die regelmäßig und pünktlich eingehen, wozu sie sich entschieden hat. Und dann steht sie eines Tages vor dem Lehrzimmer: „Ich möchte meine Bücher abgeben“, sagt sie einfach, und wie sie da so vor mir steht... „Gut sehen Sie aus“, sage ich schnell und meine es ehrlich, denn die Zeit ohne Schule, Ängste und Enttäuschungen hat ihr offensichtlich gut getan. „Naja“, lächelt sie und nestelt verunsichert an ihrem Schal.

Sie habe es sich lange überlegt, erfahre ich, und sie habe ihren Plan auch noch nicht aufgegeben.

Nur jetzt, jetzt schaffe sie es einfach nicht. Aber wenn die Kinder ein bisschen älter seien und ihr Mann vielleicht einmal mehr mithelfen könne... Auch habe sie von einer anderen Schule gehört, die für sie viel leichter erreichbar sei und ob ich vielleicht die Telefonnummer hätte?

Die suche ich ihr gern heraus. Aliye kramt nach Kugelschreiber und Papier und schreibt sich alles genauestens auf. Und dann gibt es eigentlich nichts mehr zu sagen außer „Alles Gute“ und „Passen Sie auf sich auf“ und was es sonst noch für Formeln gibt, zu denen man bei derlei Gelegenheit greift.

Bis mir der erste Abend einfällt: „Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich Sie damals kennen gelernt habe. Sie waren die allererste im Klassenraum, und ich wusste sofort, dass Sie eine ernsthafte Schülerin werden würden. Passen Sie mal auf, Aliye, diese Ernsthaftigkeit wird Ihnen noch oft weiterhelfen.“ „Ach, Frau Müller!“, ruft sie da aus und ihre Augen beginnen verdächtig zu glänzen. „Ich möchte Ihnen so gern etwas schenken.“ Und spontan reicht sie mir ihren Kugelschreiber. „Sehen Sie, hier ist mein Name eingraviert. Schreiben Sie oft mit ihm und denken Sie dabei an mich.“

Ich habe schon manchen Kugelschreiber geschenkt bekommen, aber dieser ist der erste, der noch ganz warm ist.

DIRK SCHINDELBECK

Damals und heute

Wie schnell die Kinder wachsen! Liebe Zeit!
Als ob wir gestern auf dem Spielplatz tollten!
Und weißt Du noch, wie wir uns alle Masern holten
vom Kindergarten? Lang ist's her, doch nah wie heut!

Die Nordsee-Ferien, das Budget so knapp,
der Kampf um jedes Eis, das Mini-Zelt,
die Wanderung im Watt, und jede Muschel zählt!
Wie waren wir da fertig abends, restlos schlapp.

Die Kinder bauten ihre Sandburg weit
vom Wasser weg, doch Flut und Wellen fraßen
das Werk, der Abflussgraben hielt nicht stand.

Und weißt Du noch, auf krummen Nebenstraßen
zur stillen Bucht?

Der Strand. Die Kiefern. Welche Zeit!
Da schrieb ich deinen Namen in den Sand.

Die alte Freundin

Die alte Freundin. Plötzlich da. Erzählt
von Männern und Affären, wüstem Leben!
Du wirst ganz klein und still, sitzt krumm daneben.
Ich merke, wie uns deine alte Freundin quält.

„Mich hält die Neugier jung!“ erklärt sie laut:
„Und ihr, wie geht es denn bei euch, erzählt?“
„Bei uns ist es wie immer, nichts, was wirklich fehlt.“
– „Ach so!“ sagt sie nur knapp. Doch wie sie schaut –

Dann will sie fort: jedoch ihr Wagen streikt.
Natürlich übernachtet sie. Wir richten Decken.
Der Abend zieht sich und der Rotweinpegel steigt.

Sie redet sich in Rage:
Krise, Scheidung, Abgrund, Hass.
Wir hören zu, unausgesprochen einig, dass
wir unser kleines dummes Glück vor ihr verstecken.

Die Beigen

(Hommage an Rilkes Blaue Hortensie)

Als ob die grellen Töne jüngst verstarben,
verändert sich das Straßenbild zu Zeiten,
von jetzt an dominieren bleiche Farben:
ein mildes Beige beginnt sich auszubreiten.

Die Beige-gekleideten mit grauen Haaren,
sind sanfte, gute, angenehme Kunden.
Sie haben sich mit vielem abgefunden,
sie wissen stets die Contenance zu wahren.

Wie sehnen sie den Frühling her: gleich zieht
ein Pulk von beigen Mänteln, Jacken, Mützen,
in Parkanlagen, wo sie sich verstreuen:

Die beigen Mützen spiegeln sich in Pfützen.
Sie lächeln stumm und wissend, und man sieht
gerührte Beige sich im Grünen freuen.

Gehhilfe

Im Supermarkt sah ich ein Paar, sehr fein, sehr alt:
er tief gebeugt, sie auf ein Wägelchen gestützt,
– Gehhilfe, wie die Krankenkasse sie bezahlt –
Was dieses Paar mal war, ist deutlich aufgeblitzt.

Mit großen Pausen zwischen den Regalen
bewegten sie sich mühsam, manchmal hechelnd.
Sie zeigte, was zu kaufen war und er griff's lächelnd
und schaute nur auf sie, selbst beim Bezahlen.

Wie stark sind wir bei kommender Gebrechlichkeit?
Wie werden wir das stemmen? Heißt das lieben:
„Hilf mir zu gehn! Nur heute noch!
Und nimm's nicht krumm!“

Die schwerste Prüfung kommt zuletzt. S'ist Zeit,
das Rundum-Pflege-Denken einzuüben,
die Nie-zu-Ende-Liebe ohne Publikum.

Orangen schälen

Orangen schälst du. Ganz auf Deine Art:
Du ritzt die Haut mit einem Küchenmesser
im Halbkreisbogen an, was dir viel Mühe spart
(sagst du). Auch löst sich so die Schale besser.

Da liegt die blassgelb-weiche Kugel, jetzt
entfernst du ihr sorgfältig Strunk und Haut,
die Fruchtfleischscheiben, einzeln ausgebaut,
saftglänzend, werden akkurat gesetzt

auf einen Frühstücksteller wie ein Sonnenrad,
als sollten sie dort immer kleben bleiben:
das Markenlogo für ein Vitamin-Depot...

Ich weiß nicht, was dich dazu angetrieben hat:
von diesen dreizehn hingelegten Scheiben
gibst Du mir wieder sieben. Das war immer so.

NICOLE SCHNETZKE

MenschSein I. – V.

MenschSein I.

wie kostbar die tage
an denen man sich traut
die regelmäßigen bahnen
zu verlassen
und den kreis zu unterbrechen
um neue wege zu gehen
begegnungen zu suchen
nähe zuzulassen

MenschSein II.

vertrauen
macht es möglich
gemeinsam
zu tragen
lässt schweres
manchmal
leicht werden
und oft vergessen
dass alles fällt
wenn einer
einen schritt
zurücksetzt

MenschSein III.

manchmal erfordert es mut
sich mit zutrauen
im kleinen
dem misstrauen
im großen

zu nähern
um zu suchen
was einander verbindet
und
die entfernung
verringern lässt

MenschSein IV.

von links
und rechts
umfasst
macht es einfacher
das gleichgewicht
in sich zu finden
es zu bewahren
und irgendwann
selbst
halt zu sein

MenschSein V.

angekommen
bei sich
endet die suche
nach dem
was wichtig erschien
außen und innen
werden eins
und aus dem heraus
was rund
und geschlossen ist
wird der blick
für bedeutsames
frei

PETRA URBAN

Kleinstadtaufbruch

Da ohne Gehen bei mir nichts, aber auch wirklich gar nichts geht, gehe ich schon wieder, kaum dass ich angekommen bin. Gehe nicht weg, aber gehe zu Fuß, gehe Schritt für Schritt auf die neue Stadt, die neue Umgebung zu.

Die neue Stadt, das ist Bingen. Bingen am Rhein im November.

Erste Notiz bei meiner Ankunft: Bingen kein Wintermärchen, eher graue Stadt am grauen Wasser. Kaum angekommen also, ziehe ich meine Kreise. Kreise, die niemand stört, außer ich selber durch mein unachtsames Gehen. Mein erster Fehltritt ist ein sprachlicher, ein Stolpern im Gespräch sozusagen. Bei einer Ausstellungseröffnung sage ich nicht ohne Stolz in die kleine, versammelte Runde hinein:

„Seit kurzem bin ich Bingerin“. Kaum habe ich den Satz ausgesprochen, ernte ich lang anhaltendes Kopfschütteln und den erhobenen Zeigefinger eines Deutschlehrers. Falsch. Ganz falsch. Meine erste stilistische Lektion in der neuen Stadt: „Das heißt Bingerin. Der korrekte Ausdruck ist Bingerin. Nichts anderes.“

Mea culpa. Mea maxima culpa. Zu meiner Verteidigung kann ich nur anführen, dass ich in Düsseldorf und in Wuppertal, wo ich zuvor lange Zeit gelebt habe, eine „Düsseldorferin“ und eine „Wuppertalerin“ war.

„Aber dort ist eben nicht hier“, sagt der Deutschlehrer und hat zweifelsohne Recht. An jenem Abend habe ich noch andere, durchaus wissenswerte Dinge erfahren. Dass die erste Bürgerpflicht in dieser Stadt der Wein und nicht, wie in Düsseldorf, das Bier ist. Dass die „ebbsch Seit“ bedeutend mehr, als nur die andere Seite des Flusses darstellt. Und – ganz wichtig – ich habe das Wort „Zugezogene“ gelernt. Ein Wort, das man in dieser Stadt gern und oft verwendet.

Heute weiß ich: Einmal zugezogen, immer zugezogen. Und so bin ich denn, rein sprachlich betrachtet, eine Art Kompositum, eine Bingerin mit

Beinamen, so wie Peter der Große oder Iwan der Schreckliche, bin ich Petra die Zugezogene. Und werde es wohl auf immer bleiben.

Aber das stört mich nicht. Denn das Wort gefällt mir, weil es klingt, als hätte Bingen mich an sich gezogen, zu sich gezogen, als hätte mich die Stadt an den Wassern höchst selbst in die Geborgenheit ihrer novembergrauen Kleinstadt-Arme gezogen. Eine Berührung mit Folgen.

Rückblickend kann ich sagen, dass Bingen, meinen Wunsch zu schreiben, von Anfang an unterstützt hat, indem es mich fröhlich ermuntert hat, mir neue, unbekannte Wege zu gehen. Wortwege eben. Die ersten Worte, die ich in Bingen finde, stehen an der Hauswand des Oblatenklosters geschrieben, jenem buckligen Gebäude, das im Schatten der stolz aufgerichteten Rochuskapelle ernst und nachdenklich übers weite Land blickt. „Die Zeit verrinnt, der Tod gewinnt“, lese ich im Vorübergehen und beschließe, kaum angekommen in der neuen Stadt, sorgfältiger und gewissenhafter als bisher mit meiner Zeit umzugehen.

Nicht lange nach diesem guten Vorsatz erfahre ich aus der Zeitung, dass in jenem Kloster ein gewisser Pater Josef Krasenbrink einen Philosophiekurs anbietet. „Wege zu sich selbst“, heißt das Thema und spricht mich ... – nein! – ...es springt mich förmlich an, weil die Lektüre von Marc Aurel so ganz ausgezeichnet zu meinen Binger Spaziergängen passt. Also gehe ich ins Kloster. Ein Satz, der anfangs für ein wenig Irritation in meinem Düsseldorfer Umfeld sorgt. Beim ersten Mal ist eine Freundin am Telefon, Malerin und seit ich die Stadt verlassen habe, fassungslos darüber, wie ich freiwillig in dieses Provinznest ziehen konnte.

„Na, was machst du?“, fragt sie, während sie in ihrem Atelier herumklappert.

„Ich gehe ins Kloster“, sage ich. Das Klappern verstummt. Stille auf der anderen Seite. Klösterliche Stille geradezu. Dann ein erschrockenes: „Das ist jetzt nicht dein Ernst!“

In meinem ersten Winter in Bingen also gehe ich ins Kloster. Wir sitzen in der Bibliothek. Jede Menge Bücher um uns herum, kaum Fenster, die den Blick ins Weite entführen, die Konzentration bleibt im Raum. Wir sind eine Hand voll Menschen im Gespräch. Vielleicht ist es der Ort, der uns öffnet füreinander, vielleicht der besondere Geist, der in diesen Mauern weht, ich weiß es nicht. Ich spüre nur, wie alles so seltsam vertraut ist, vom ersten Moment an, als würden wir uns kennen, lange schon, und nicht zum ersten Mal in diesem Bücherzimmer miteinander sitzen und reden. Unser Gespräch ist ein Strömen und ein Staunen, ein gelasenes, unangestregtes Hin und Her von Worten und Gedanken. Und jedes Mal, wenn ich aus dem Kloster in die rabenschwarze Nacht, unter diesen riesigen Sternenhimmel trete, scheint es mir, als ob die flüchtige, stets fliehende Zeit, nun doch für einen Augenblick zum Stillstand gekommen sei.

Vom Oblatenkloster führt mein Weg mich schon bald in die Rochuskapelle, dorthin also, wo der Philosophie-Pater als Geistlicher wirkt. Seine Art mit Worten umzugehen, fasziniert mich. Er, der Konzentrierte, der Sparsame, der beinahe geizt mit Worten und sorgsam darauf achtet, dass ein jedes seinen Platz bekommt und auch gehört und nicht verschluckt wird von den anderen. Er, der Worte zelebriert, ihren Klang genießt und ihren Sinn bis in den letzten Buchstabenzipfel hinein auslotet, der Worte verkostet wie andere einen guten Wein. Wenn er spricht, herrscht tiefe Stille im Raum. Und auch in mir wird etwas still und schweigt. Es sind Momente, in denen mein Verstand sich ausruht und hinabsinkt in die Tiefe des Seins. Die wortkargen Predigten des Paters inspirieren mich, beflügeln mich regelrecht, treiben mich an und um. Und obwohl ich nicht anders gehe als zuvor, ergeht es mir jetzt anders beim Gehen. Irgendwie schein ich offener zu sein für alles das, was um mich herum ist. Auch offener für die Menschen, denen ich begegne. Wie von selbst ergeben sich plötzlich Gespräche, kurze Wortwechsel am We-

gesrand. Sogar mit zwei Weinbauern, die mir bis dahin recht spröde vorgekommen waren, knurrig und knorrig wie die Rebstöcke, die sie mit solcher Geduld und Hingabe versorgten. Flotter ins Gespräch komme ich mit den Hundebesitzern. Der Frau mit dem Boxer erzähle ich sogar, dass ich angefangen habe, einen Roman zu schreiben.

„Bei Ihnen muss man also aufpassen, was man erzählt“, sagt sie.

„Wieso?“, frage ich.

„Weil Sie es womöglich in Ihre Geschichte hineinschreiben.“

„Aber nein“, sage ich.

„Wirklich nicht?“

„Bestimmt nicht“, sage ich und schwöre, dass alles, was ich schreibe, erfunden ist.

Genaugenommen war das nicht ganz richtig.

Seit ich in Bingen lebte, ertappte ich mich dabei, die Menschen in meiner Umgebung sehr genau zu beobachten, ihre Bewegungen und ihre Mimik zu studieren, manchmal auch ihre Art zu sprechen. Besonders gern beobachtete ich einen Nachbarn, den ich vom Schreibtisch aus sehen konnte, eigentlich sehen musste, denn mein Schreibtisch stand direkt am Fenster, mit Blick auf den Rhein hinüber, und der Vorgarten des Mannes lag mir quasi zu Füßen. Der Mann war alt, recht klein und kam nie ohne Hut in den Garten. Meist trug er ein Kissen unterm Arm, ein verschlissenes braunes Sofakissen, auf das er sich niederkniete, um in den Blumenbeeten für Ordnung zu sorgen. Er duldete nichts Verwelktes und nichts Vertrocknetes, aber auch kein Durcheinander, Wildwuchs, selbst im Verborgenen, erlaubte er nicht. Gewiss schlug sein blühendes Herz für alle seine Pflanzen, aber die Stiefmütterchen, so würde ich behaupten, die Stiefmütterchen, die in artigen Reihen zur Straße hin standen, waren ihm die Liebsten. Zumindest schenkte er ihnen die meiste Aufmerksamkeit. Und sie dankten es ihm auf ihre Weise, indem sie sich ihm mit Anmut entgegen streckten. Ich habe mir diese Stiefmütterchen genau angeschaut,

heimlich, wenn der Mann nicht im Garten war, habe mich über sie gebeugt, wie er auch, ihren Duft eingeatmet und über ihre Blüten gestaunt. Blüten, die einen Engel einzuschließen schienen, einen schwebenden schwarzen Engel inmitten ihrer Farbe, wie eine Signatur, eine Art Stempel von höchster Stelle. Jahre später, als es in einem meiner Schreibseminare einmal darum ging, den Namen einer typischen Gartenpflanze in einen Text einzufügen, und eine Frau aus Simmern behauptete, Stiefmütterchen seien langweilig und spießig, habe ich so vehement widersprochen, dass alle anderen Seminarteilnehmer ganz erschrocken genickt haben. Mit dem alten Mann habe ich nur einziges Mal gesprochen. Es war kurz vor seinem Tod. Ich hatte ein Paket für ihn angenommen und es ihm in den Garten gebracht. Ich weiß noch nicht einmal, worüber wir eigentlich geredet haben. Ich erinnere mich nur an einen Satz, den er gesagt hat: „Ehre, wem Ehre gebührt“. Und ich glaube, es war der Ton in seiner Stimme, diese leise Feierlichkeit, die mich gerührt hat. Viel später, als ich mich mit Hildegard von Bingen beschäftigt habe, hat mich ein Satz von ihr wiederum an ihn erinnert: „Pflege das Leben, wo du es triffst“, hat sie gesagt. Und genau das war es wohl, was mich so fasziniert hatte, diese Zärtlichkeit, mit der sich der Mann an jedem Tag neu und immer wieder mit der gleichen Hingabe um das ihm anvertraute Grün gekümmert hatte.

Damals lebte ich übrigens am Rochusberg, in jenem hochgelegenen Viertel also, in dem die Häuser vornehm auf Distanz gehen. Die Wohnung war hell und erstaunlich großzügig geschnitten und animierte meinen Bruder zu den Worten: „Im Binger Loch zumindest bist du nicht gelandet.“ Dafür war die Straße ein wenig still. Für mich, die ich den leisen Singsang der Großstadt noch im Ohr hatte, ein wenig zu still. Kein Kinderlachen hier, kaum Fußgänger, nur ab und zu vorbeifahrende Autos und Garagentore, die sich wie stumme Mäuler öffneten und wieder schlossen.

Die einzigen, die für ein wenig Lärm und Lebendigkeit vor meinem Fenster sorgten, und auf die ich mich an manchen Tagen regelrecht freute, waren die Berufsschüler, die morgens wie Vogelschwärme in die Straße einfielen und um die Mittagszeit genauso plötzlich wieder verschwunden waren. Zu einem der Höhepunkte in dieser stillen, so seltsam unbewegten Straße gehörte für mich – allerdings war das erst Jahre später – die Haltestelle des Stadtbusses, die wie eine Blume über Nacht vor meinem Fenster gewachsen war. Eine rechte langstängelige Blume für einen irritierend kleinwüchsigen Bus. Von den Bingern liebevoll „das Bus’chen“ genannt. Eine sprachliche Eigenart in dieser Stadt, die mir immer schon gefällt, Dinge, die man mag und schätzt, in der verkleinerten Form zu nennen.

Mein Bruder, ein erklärter Großstadtmensch und begeisterter Fürsprecher des Ruhrgebietes, stellte in Anbetracht der menschenleeren Straße die These auf, dass die Bewohner des Rochusberges sich über unterirdische Gänge fortbewegen müssten, von denen ich als Zugezogene nichts wüsste. Mehr als einmal haben wir auf unseren gemeinsamen Spazierwegen versucht, uns dem Binger philosophisch anzunähern. Und immer kamen wir zu dem Ergebnis, dass er ein durchaus geselliger Mensch ist, der die Feste feiert, wenn sie denn da sind, der aber ansonsten, in der festfreien Zeit sozusagen, das Haus nicht gern verlässt und den Abend bedeutend früher beendet, als der Wuppertaler zum Beispiel oder gar der Düsseldorfer. Ins Nachtleben auf jeden Fall stürzt der Binger sich nur bedingt. Ich erinnere mich gut an unseren ersten Gang durch eine winterkalte Nacht, vorbei an schlafenden Häusern mit verschlossenen Gesichtern, hinunter ins Zentrum, ins Herz der Stadt, wo wir im Kreise geselliger Menschen noch etwas trinken wollten, und ich sehe uns noch heute dort gehen, zwei verlorene Gestalten, wie in einem Gemälde von Edward Hopper, zwei Menschen, die in grenzenloser Einsamkeit durch verlassene, hell erleuchtete Straßen laufen.

Jahre später, bei meiner ersten Lesung in der Stadtbibliothek, erfuhr ich dann auch etwas über das besondere Verhältnis des Bingers zur Zeit. Zweifelsohne ist er pünktlich. Auf den Punkt genau pünktlich sogar, will heißen, er kommt nicht eine Minute eher als verlangt. Und so stand ich damals, im Kreise einiger treuer Freunde aus Düsseldorf in der Bibliothek, starrte die leeren Stuhlreihen an und wünschte mir zum ersten Mal, keine Zugezogene, sondern eine Weggezogene zu sein. Aber genau in diesem Moment geschah das Wunder von Bingen. Während sich die Turmuhr der Basilika langsam und gemächlich auf die Acht-Uhr-Schläge vorbereitete, ging die Tür auf und nicht mehr zu, bis der Raum gefüllt und tatsächlich jeder Stuhl besetzt war.

Mein Roman „Die Maulwürfin“ kam gut an in Bingen. Und er wurde nicht nur von der Presse, sondern auch von den Hundebesitzern wahrgenommen. Jeden Morgen, wenn ich jetzt die Rochusallee hinaufging, rief der Mann mit dem Bobtail mir schon von weitem entgegen: „Die Maulwürfin!“ Nichts weiter. Jeden Morgen nur diese zwei Worte. Wie eine geheime Formel, eine Parole, die nur wir beide kennen. Ich fand das nett, aber irgendwie auch irritierend, weil ich nicht wusste, wie ich auf soviel Begeisterung angemessen reagieren sollte. Deshalb sagte ich gar nichts, hob nur die Hand und winkte mit unerschütterlicher Freundlichkeit. Jeden Morgen. Und einmal auch am Abend, bei Edeka, wo er mir die fröhliche Losung über die Käsetheke zurief. Vergessen habe ich auch den Mann mit dem Terrier nicht, ein älterer, stets fein gekleideter Herr, ein Rechtsanwalt, wie ich später erfuhr, der eines Tages im Vorbeigehen seinen Hut zog und mit leiser Stimme sagte: „Ich habe ihr Buch gelesen. Wie heißt es doch gleich? Ach ja, die „Ameisenkönigin.“

Einige der Hundebesitzer von damals, treffe ich auch heute noch auf meinen Spaziergängen. Ihre Vierbeiner allerdings sind allesamt andere gewor-

den, schließlich ist viel Zeit verstrichen seitdem, zu viel Zeit für ein Hundeleben. Es war mein zweiter Sommer in Bingen, als der Tod meiner Mutter mir von einem Tag zum anderen die Leichtigkeit meiner Schritte raubte. Dennoch zog es mich hinaus ins Freie, hinauf auf den Berg, wo mir auf den heißen trockenen Weinbergswegen plötzlich meine Vergangenheit begegnete und mich wie ein herrenloser Hund auf Schritt und Tritt begleitete. Damals fing ich an, eine Kladde mit mir herumzutragen. Und während mein Schreibtisch vor dem Fenster auf mich wartete, saß ich unter Bäumen und schrieb, schrieb und schrieb, als befürchtete ich, die kostbaren Erinnerungen ansonsten zu verlieren.

In jenen heißen Schreibsommertagen entdeckte ich als Ort der Ruhe, des Rückzugs, der Besinnung und der Trauer, den Friedhof der Kreuzschwestern für mich, genauer gesagt, die Bank, die sich dort oben, im Schutz der Bethlehemkapelle zu verkriechen scheint. Ein Ort, an dem im Sommer der warme Duft von Rosen und Lavendel wie ein Trost über den Gräbern schwebt, im Herbst der Nebel von den Weinbergen herüberzieht, der Winter die schlichten grauen Kreuze glitzern lässt, und im Frühling der Gesang der Amsel zum Neuanfang ruft.

Ein verschwiegener Ort, der viel von mir weiß und von dem auch ich viel weiß und der mich eines Tages, als meine Trauer sich leise verabschiedet hatte, auf seine ganz besondere Weise beschenkt hat. Ich war entlang der Gräber gelaufen und hatte zum ersten Mal die Namen der verstorbenen Schwestern gelesen. Und es waren vor allem zwei der klangvollen Namen, die mich inspirierten. Vereint auf einem der Kreuze stehen sie geschrieben: „Irmina Welle und Theodolinde Plümpe“.

Apropos „Namen“. Es gibt ein berühmtes und vielzitiertes Wort von Arthur Rimbaud, das ich wieder und immer wieder gelesen habe, weil es in Düsseldorf Studentenzeiten über meinem Schreibtisch hing, das sich mir aber erst hier in Bingen auf ganz wunderbare Weise erschlossen hat. „Ich ist ein an-

derer“, hat der Dichter gesagt und in meinem Falle müsste es natürlich heißen, „Ich ist eine andere.“ Und genau so war es auch, an einem Tag, der nicht anders war, als viele andere Tage auch. In der Stadtbibliothek hatte sich an jenem Nachmittag eine Besucherschlange vor der Ausleihe gebildet. Und so reihte ich mich, meine Bücher in der einen, meinen Leseausweis in der anderen Hand, in die Gruppe der Wartenden ein. Auch die Dame vor mir hielt ihren Leseausweis in die Höhe. Damals noch jene großen braunen Klappkarten, deren Tage längst gezählt waren. Mehr aus Langeweile, denn aus Interesse, las ich den Namen, der dort auf jenem Ausweis in unübersehbar dicken Druckbuchstaben geschrieben stand. Und ich las zu meinem großen Erstaunen, zu meiner maßlosen Verwunderung: Petra Urban. „Entschuldigung!“, sagte ich und tippte der Frau, die etwas kleiner und kräftiger war als ich, auf die Schulter, streckte meinen Zeigefinger an ihr vorbei bis hin zu dem so vertrauten Namenszug und fragte:

„Sind Sie das?“

Die Frau drehte sich langsam um, schaute mich aus dunklen, nachdenklichen Augen an. Augen, in denen ich zu lesen meinte, dass ihr meine Frage missfiel, weil sie um einiges zu neugierig, geradezu unverschämte war. Eine Belästigung eben. Dennoch nickte sie.

„Und das bin ich“, sagte ich und hielt ihr meine Pappkarte entgegen. Die dunklen Augen schienen heller zu werden. Ein Lächeln zog darin herauf.

Kaum wussten wir voneinander, sorgten wir auch schon für Verwirrung in der Stadt. Weil Petra Urban, die Namensgleiche, sich in der Allgemeinen Zeitung über Kindergärten äußerte, bekam ich Anrufe und Briefe von aufgebrachten Müttern, wieso ich mich als Kinderlose in die Diskussion einmischen würde. Und auch Jahre später, als nicht ich, sondern die andere Petra Urban im Zuge einer Umfrage in der Zeitung abgebildet war, stand mein Telefon nicht still. Allgemeine Zeitung, allgemeine

Empörung. Ob ich gesehen hätte, dass ein falsches Bild über meinem Namen abgedruckt sei? Und eine mir völlig fremde Dame, die mich spät am Abend noch anrief, weil sie jetzt erst das Bild entdeckt hatte, sagte freundlich, aber sehr bestimmt: „Sie haben zugenommen, meine Gute.“

Zugezogen, zugenommen.

Ich erwähnte bereits, dass Bingen mich seit meiner Ankunft immer wieder mit Worten überrascht hat, die meinen Schreibfluss durchaus gefördert haben. So gab mir ein Arzt, ein vielgefragter Orthopäde, einen derart ausgezeichneten Satz mit auf meinen damals verhumpelten Weg, dass ich gar nicht anders konnte, als ihn zum Anlass einer Geschichte zu nehmen. Ich saß im Behandlungszimmer auf einer Liege und der Arzt, ein hagerer, sportlich durchtrainierter Mediziner, mir gegenüber auf einem Hocker. Während er sich mein Knie anschaut, das ich im Wintersport verletzt habe, und laut darüber nachdenkt, dass sich viel zu viele Menschen viel zu wenig bewegen, klopfte er mir plötzlich auf den Oberschenkel und sagt:

„Sie hat zwar dünne Beine, aber Sie hat Fettbeinchen“. Was für ein Satz! Dazu angereichert und ausgestattet mit dem Binger Diminutiv, Sie erinnern sich, dieser hiesigen Lust, sprachlich zu verkleinern, was gefällt und am Herzen liegt. Und so nickte ich nur und führte, kaum dass ich die Arztpraxis verlassen hatte, neben „Bus‘chen“ und „Schiffchen“ nun auch „Fettbeinchen“ in meinem Wortschatz. Tja, Bingen. Vielleicht lebe ich so gern in Bingen, weil ich hier zur Sprache gekommen bin, weil meine Sprache hier zu mir gekommen ist. Vielleicht aber auch, weil ich aus Düsseldorf weggegangen bin, um anderswo anzukommen. Gehen. Weggehen. Weggehen, um anzukommen. Um endlich irgendwo Zuhause zu sein. Nein, nicht irgendwo. Um endlich in mir Zuhause zu sein. Vielleicht wäre das die angemessene Antwort, auf die Frage, warum ich so gern in Bingen lebe. Weil ich hier in mir selber angekommen bin. Schreibend.

BARBARA ZEIZINGER

Koordinaten

Der Duft des Regens in meiner Straße und die Schwester, die Schaukelschwester, wir warten bis die Mondsichel wächst, das frühe Licht am Pazifik, Felsen und Treibsand, in Boston mit Jimmie am Fluss, you are such a good runner, er schreibt per Mail und ich schreibe thank you, sage gracias zu Mirta, bei ihr wohne ich drei Tage lang hinter einem Vorhang aus Perlen, sie klingen im Lufthauch, pollo kreolisch und Gesichter, Gesichter vergesse ich nicht, auch keine Orte, nicht die gefiederte Schlange der Pyramiden, bei Tag und Nachtgleiche kriecht sie durch meine Träume, mein liebster Ort die Vielstimmigkeit, dort pflanze ich den Schlafbaum, in Krakau, London und Paris, raste zwischen Hochhäusern, konjugiere Möglichkeiten, sie nisten unter der Haut, denn manchmal wird mir meine Straße fremd und ich stelle mir den Geruch der Savanne vor, doch manchmal sehe ich die Hütten, die ausgestreckten Blicke der Frauen, ihre Augen suchen mich, besuchen mich in meiner Straße, dann flüchte ich in die Farben der Ebene hinter meinem Haus und warte ruhelos bis es regnet

Zeitfracht

Auf meinem Schreibtisch
ihr Bild in schwarz-weiß
die Brosche im Fluchtpunkt und
ich hinter der Linse das letzte Mal
sagt sie jetzt lautlos für mich
zwei Kriege zwei Kinder
zwei Löffel Zucker im Kaffee
Eisblumenhaus und Kirschensommer
ihre Hände hat sie in meine gelegt
die gleichen Monde die Linien und
Schwebeteilchen vieler Jahre
in den Schichten meiner Haut

Forum Romanum

Im Morgenschatten der Säulen wachsen Sonnen-
uhren in der Sprache der Steine suche ich nach
Zeichen nach Wechselglück sollte doch das Feuer
der Priesterinnen niemals erlöschen niemals wei-
ße Asche zum weißen Himmel fliegen heute wa-
chen verletzte Statuen über die via sacra sie sind
immernoch da zwischen hastigen Schritten und
ich kann den Verfall nicht deuten nur die Unver-
sehrtheit sei schön sagt Thomas von Aquin aber
an den Tempeln liegen Blumen

City Lights Books

I touch your book and dream
Allen Ginsberg

Bei leichtem Weißwein im Straßencafe
sagst du Walt Whitman der Pionier
ich kenne ihn aber bis gestern warst du
mir 4000 Meilen weit unbekannt
doch San Francisco lieben wir beide
und City Lights Books mit den
Beatniks im ersten Stock
und jetzt Jahre später erinnern wir uns
bei leichtem Weißwein gemeinsam
an Jack Kerouac und Allen Ginsberg
auf dem Foto dort an der Tür
später erzählst du von deinem Sohn
und dass du gerade Rilke liest.

Ohne Schwerkraft

Die Tür bleibt versperrt
nur Wolkenlicht lassen wir ein,
da tanzt schon der Milchschaum
auf deiner Lippe, wir strecken uns

dem Tag entgegen. Honigfinger teilen
die Zeitung und der Sommer blitzt auf
in deinem Lächeln. Das ist nicht
der Lavendelduft der getrockneten Blüten,

das war in Frankreich vor einem Jahr,
es ist das Hingeblätterte solcher Stunden
wenn Worte beieinander liegen.
Später essen wir Himmel und Erde und

ich mag die Beiläufigkeit mit der du
eine Zigarette drehst mehr noch
das leichte Beben in deinen Augen
die Nachhut der Nacht

Beate Rosner

Geboren 1961 in Nürnberg; von 1982 bis 1988 Studium der Ernährungswissenschaft und Aufbaustudium Pädagogik an der Universität Gießen; danach einige Jahre lang im EDV-Bereich tätig (Softwareerstellung und Systembetreuung); seit 1994 Durchführung von Enneagramm-Seminaren; Mitglied im Autorenverband Franken; lebt mit ihrem Mann Peter und einem Kater in Forchheim/Oberfranken.

Seit 1995 über einhundert Veröffentlichungen einzelner Gedichte und Texte in Zeitschriften und Anthologien;

1996 Gedichtband „zeilensprünge“

1997 Gedichtband „worte über worte“

2004 Erzählband „Streichquartett und andere Geschichten“

2004 Alibri-Literaturpreis;

2006 Musik-CDs „Anklänge“ und

„Nur ein Lächeln lang“

2008 Kriminalgeschichtenband „Tristan und Isolde“

2009 Musik-CDs „Zwischentöne“ und „Jahresringe“

2011 1. Preis Literaturwettbewerb

Katholische Erwachsenenbildung

Veröffentlichungen:

zeilensprünge. Gedichte. 1996.

ISBN 978-3-9805452-0-4.

worte über worte. Gedichte. 1997.

ISBN 978-3-9805452-1-1.

Streichquartett und andere Geschichten. 2004.

ISBN 978-3-937101-45-3.

Tristan und Isolde. Kriminalgeschichten. 2008.

ISBN 978-3-9805452-7-3.

Udo Pörschke

1968 wurde er in Bamberg geboren. Nach dem Studium für das Lehramt an Hauptschulen unterrichtete er an verschiedenen Schulen in Unterfranken und an der Deutschen Schule Mexiko-Stadt. Danach verschlug es ihn beruflich in den Landkreis Main-Spessart, wo er 2005 mit dem Schreiben begann. Im Jahr 2009 schloss er ein Fernstudium im Fach Belletristik erfolgreich ab. Seit 2010 ist er Mitglied in den Autorenkreisen Würzburg und Main-Spessart. Udo Pörschke lebt zur Zeit in Bonyhád/Ungarn.

Veröffentlichungen (Auswahl):

Die weißen Bücher, in: Eine große Liebe, Memoiren-Verlag 2006,

ISBN 978-3-902074-34-8

Nichts ist, wie es scheint, in: Der Dünenwächter, Memoiren-Verlag 2007,

ISBN 978-3-902074-42-3

Nur 24 Stunden, in: ...und ruhig fließt der Main, 24 Kurzkrimis aus Franken,

Königshausen&Neumann Verlag 2009,

ISBN 978-3-8260-4069-6

Wenn kleine Hände Großes tun, in: Begegnungen, editionleselust 2009,

ISBN 978-86675-902-2

Kameraden auf Zeit, in: IDEALE suchen, Band 1,

Ideale-Stiftung 2010,

ISBN 978-939222-00-2

Kameraden auf Zeit, in: In aller Freundschaft,

Mohland Verlag 2010,

ISBN 978-3-86675-131-6

Der wahre Geist der Weihnacht: „Allerhand... rund um Weihnachten“,

Autorenkreis Main-Spessart, November 2011,

ISBN 978-3-00-036398-6

Luise Besserer

1940 in Leipzig geboren. Der Vater stammte aus Pfrondorf bei Tübingen, so kam die Familie, als sie acht Jahre alt war, dorthin. Wie fast alle Mädchen aus dem Dorf, Besuch der Volksschule, im Alter von 13 Jahren in die Fabrik, 6 Jahre Arbeit in der Zuschneiderei einer Hemdenfabrik. Fortbildungskurse nach Feierabend. Von 1959 bis 1973 Sekretärin beim SWF Tübingen. Ab 1973 Hausfrau und Mutter. Daneben Autorin für den SWF und Freie Mitarbeiterin der Kulturredaktion. Im Jahr 2000 Leiterin der Redaktion Mundarthörspiele beim SWR Freiburg und Karlsruhe.

Veröffentlichungen:

Bisher 19 Hörspiele, ca. 120 Sketche und einige Erzählungen für den Rundfunk.

Drei Bände mit Sketchen sind im Silberburg-Verlag erschienen. Weitere Geschichten und Gedichte sind durch Literaturwettbewerbe und andere Gelegenheiten in Anthologien veröffentlicht worden, z. B. im „Tübinger Vorlesebuch“ und in „Leidenschaftlich Radio“ zum 50-jährigen Jubiläum des Tübinger SWF-Studios. Im Fotoband „Die Schönheit alter Bauerndörfer“ von Wolf-Dietmar und Ursula Unterweger erschien die Geschichte „Das Ahnehaus“.

Autorin und Sprecherin in etwa 50 von 2000 an im SWR Freiburg produzierten Sketchen der schwäbisch-badischen Figuren Frau Klämmerle und Herr Hämmerle (zusammen mit Martin Schley).

Uwe Björknes

wurde am 1.7.1957 in Düsseldorf geboren, auch wenn viele Düsseldorfer das vehement bestreiten und sich nicht erinnern können, ihn dort jemals gesehen zu haben.

Veröffentlichung:

Im Hierreth Verlag: „Händel und Gretel“ (Lyrik, 2009)

Ulrich Horstmann

Wohnort: Bielefeld

Nationalität: deutsch

Geburtsdatum: 08.01.1949

Abitur: Neusprachliches Gymnasium/Unna (NRW)

Beruf: Textil-Importeur (Griechenland, Nepal, Indien, Marokko)

Heute: Versuch, die Autorentätigkeit professionell zu betreiben.

Veröffentlichung:

Der Episoden-Roman „Ein Lächeln aus der Löwengrube“ (= ergreifende Kriegs-Episoden, die auf wahren Ereignissen beruhen).

Ein weiterer Roman ist kurz vor der Fertigstellung.

Anke Laufer

Geboren 1965 in Villingen, Schwarzwald, lebt heute mit ihrer Familie bei Tübingen. Ethnologie- und Politikstudium in Freiburg i. Brsg. Mehrere Langzeit-Feldforschungen in Lima, Peru. Promotion 1998 zum Thema: „Rassismus, ethnische Stereotypie und nationale Identität in Peru.“

Jobs als freie Korrektorin, Redakteurin und Projektkoordinatorin im Verlagswesen.

Literarische Veröffentlichungen seit 2006:

Stipendium der MFG Filmförderung Baden-Württemberg 2009, Stipendien des Förderkreises Deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg 2007/2008 sowie 2011, Stadtschreiberin der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá (Literaturtausch Stuttgart-Bogotá) im August/September 2011. Mitglied im Verband Deutscher Schriftsteller und in der Autorinnenvereinigung Dreiländereck.

Schwäbischer Literaturpreis 2007,

Deutscher Kurzkrimipreis 2009,

Literaturpreis der Buchmesse im Ried 2010,

Würth-Literaturpreis 2011.

Dritte Plätze beim Nordhessischen Autorenpreis 2009, beim Schwäbischen Literaturpreis 2009 und beim „Irseer Pegasus“ 2010. Nominierung für den Friedrich-Glauser-Preis, Sparte Krimikurzgeschichte 2011.

Friedhelm Lövenich

Geb. 1958 in Köln, lebt auch dort.
Geisteswissenschaftliches Studium
in Tübingen und Köln,
Promotion in Frankfurt, arbeitet als freier Lektor,
Journalist, PR-Texter und Dozent.

Wissenschaftliches als Buch und Aufsatz,
Feuilletonistisches für Zeitungen und Rundfunk,
Literarisches in Anthologien und Zeitschriften.

Gabriele Markus

Lebt als Schriftstellerin und Musikerin in Zürich.

*Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften
und Anthologien:*

Drei Gedichtbände. Projekte mit Malern und Musikern.

Lesungen und Radiosendungen in der Schweiz,
in Deutschland, Österreich und Polen.

Mehrere literarische Auszeichnungen, u.a.

Ehrengabe und Werkhalbjahr der Stadt Zürich.

Zuletzt erschienen: Ohr am Boden, Gedichte,
sowie Anderswo, jetzt, Lenzburger Lyriklesung,
Audio-CD

Im Dezember 2011 wird bei Isele „Zugvögel wir/legen uns auf den Wind“ – eine Kindheit – erscheinen.

Dr. Wahid Nader

Wahid Nader, geboren 1955 in Bmaneh, Syrien, lebt seit 1985 in Magdeburg.

Der promovierte Ingenieur ist Dozent, Übersetzer und Schriftsteller, seit Anfang der siebziger Jahre verfasst er Gedichte. 1978 wurde er erstmals für seine Poesie ausgezeichnet. Während seiner Aspirantur an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg in den achtziger Jahren entstanden seine ersten Texte in deutscher Sprache. Neben zahlreichen Veröffentlichungen in arabischen, deutschen und serbischen Literaturzeitschriften und Anthologien erschienen in Syrien die Gedichtbände: „Schenk uns deinen Hunger ein“ (1984) und „Gott wurde nicht gezeugt, aber meine Liebe zeugte“ (2000) und in Deutschland der Gedichtband: „Ich weide Sterne auf trunkener Nacht“ (2011). Ins Arabische übersetzte Wahid Nader Romane von Herta Müller sowie Poesie von Erich Fried und Daniela Danz.

Gesa Nawroth

1993 von ihrer Mutter als jüngste von vier Töchtern in Dortmund geboren, bereits mit 4 Jahren stellt sie ihr literarisches Talent unter Beweis durch Schreiben einfallsreicher und schon damals sehr humorvoller Zeilen wie „Gesa“ oder „Hallo“. Leider erfahren ihre Erstlingswerke damals noch nicht so eine große Würdigung, so dass viele unwiederbringbar im Mülleimer landen. Doch Gesa lässt sich dadurch nicht beirren und schreibt weiter; kurze Zeit später finden ihre Werke erstmals größere Aufmerksamkeit in einer staatl. Einrichtung und werden sogar benotet. Als sie 18 Jahre alt ist, wird schließlich einer ihrer Texte veröffentlicht und zu diesem Zeitpunkt ist es aufgrund ihres schon sehr langen, sehr aufregenden und facettenreichen Lebens schwierig, das Wichtigste zusammenzufassen.

Veröffentlichungen:

Labyrinth (u.a. Ausgabe 109)

Anna-Margareta Oldenburg

Geburtstag 01.03.1950 in Gladbeck/Westfalen
Familienstand (wieder-)verheiratet,
3 erwachsene Kinder
1970 – 1975 Studium evangelische Theologie
1982 – 1986 Studium Pädagogik
1988 – 1999 Referentin für Fort- und
Weiterbildung Diakonie-Kolleg Bayern, Nürnberg
1999 – 2002 Abteilungsleiterin Personal
und Bildung Rummelsberger Anstalten
der Inneren Mission
2002 – 2010 geschäftsführendes
Vorstandsmitglied Stadtmission Nürnberg e.V.

Monique Philippart

geboren am 15.6.1956 in Esc/Alzette
(Großherzogtum Luxemburg)
1973 Abitur,
3 Jahre Arbeit als Erzieherin
bei behinderten Kindern
1977 – 1980 Aufenthalt und Arbeit
(in einem SOS Kinderdorf) in Brasilien
1982 – 1985 Theologie-Fernstudium
Mein Mann und ich haben uns für eine Großfami-
lie entschieden und insgesamt 11 Kinder großge-
zogen: drei eigene, vier Adoptivkinder und vier
Pflegekinder, die heute zwischen 33 und 10 Jahre
alt sind. Meine Romane beschäftigen sich größ-
tenteils mit Kindern oder Jugendlichen, die aus ir-
gendeinem Grund ausgegrenzt sind (Behinde-
rung, schwieriges soziales Umfeld, Adoption...)

Wichtigste literarische Veröffentlichungen:

1979 ABC – Das Buch der großen
Buchstabenfamilie (Kinderbuch)
danach sechs Erwachsene- oder Jugendromane
– MARTINE
– TOM
– LAURA
– PHILIPPE
– AMANDA
– GARTENZWERGE KÜSST MAN NICHT (hat in
Luxemburg einen Leserpreis bekommen)

Christine Pilot

wurde 1955 in Berlin geboren und ist auch heute noch dort zu Hause. Sie ist verheiratet und hat drei Kinder, die inzwischen schon erwachsen sind. Beruflich ist sie Lehrerin und seit vielen Jahren in der Erwachsenenbildung tätig. Als ihre Kinder noch klein waren, unterrichtete sie an Berliner Volkshochschulen, später wechselte sie zum zweiten Bildungsweg, wo sie bis heute sehr gerne arbeitet. Eines ihrer Hobbys ist das Schreiben. Erlebnisse aus dem Alltag, aus Familie und Beruf liefern ihr immer wieder Anstöße zu neuen Geschichten.

Veröffentlichungen:

mehrere Beiträge zu den jährlich erscheinenden Weihnachtsgeschichten am Kamin und anderen Weihnachtsanthologien des Rowohlt-Taschenbuch-Verlags, (2004 – 2010)
eine autobiographische Geschichte in der Anthologie Glückssuche im Schatten der Mauer, (Zeitzeugenpreis Berlin/Brandenburg 2007/2008)
die Geschichte „Kulickes kommen“ im Internet, (2. Preis beim Tagesspiegel-Erzählwettbewerb 2008)
der Beitrag „Der kleine Dichter“ in dem vom Goethe-Institut und anderen herausgegebenen Band Mein Lieblingsbuch, 2010, (Wettbewerb „Geschichte einer Freundschaft – Mein Lieblingsbuch“). Dieser Beitrag wurde auch im Internet veröffentlicht.

Nicole Schnetzke

*1969

Auszeichnungen/Literaturpreise (10) für Prosa und Lyrik (Auszug):
Maison Delacre u. Fischer
Taschenbuch Verlag Köln/Frankfurt
Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag u.
Literaturhaus Schleswig-Holstein Flensburg/Kiel
Hattinger Literaturtage
Lübecker Frauenliteraturtage e. V.
Autorenzeitschrift Federwelt Berlin
(heute München)
Norddeutsche Büchertage Kiel

Vielfache Publikationen von Prosa und Lyrik in Anthologien, Literaturzeitschriften, Zeitungen, Zeitschriften, auf Plakaten
Ausstellungen – Texte zur Bildenden Kunst
(z. B. St. Vicelinkirche Neumünster)
Lesungen

Dirk Schindelbeck

Geb. 1952 in Unna/Westfalen,
Wohnhaft in Denzlingen bei Freiburg,
arbeitet in Freiburg
Freier Autor, Kulturwissenschaftler, Werbehistoriker,
Wissenschaftspublizist, Essayist und Lyriker.
Studium der Germanistik, Philosophie
und Geschichte in Freiburg, Dr. phil.
Aufbaustudium Marketing an der
Wirtschaftsakademie Bad Harzburg 1990 – 1992.
Von 1992 bis 1997 DFG-Projekt
Propagandageschichte Freiburg.
Mitbegründer des kultur- und werbe-
geschichtlichen Archivs Freiburg.
Mitherausgeber des Journal of Material Culture,
London/Neu Delhi (1993 – 2006).
Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller VS
Baden-Württemberg (seit 1996).
Dozent an der Pädagogischen Hochschule
Freiburg (seit Sommersemester 2002).
Chefredakteur von FORUM Schulstiftung.
Zeitschrift für die kath. freien Schulen der
Erzdiözese Freiburg (seit 2003).
Träger des Inge-Czernik-Förderpreises für Lyrik (2008)

Ausgewählte Publikationen:

Bücher:

Gerd Grimm (1911 – 1998) zum 100. Geburtstag
(Katalog zur Ausstellung in der Kunsthalle Mess-
mer, Riegel am Kaiserstuhl, 13.11.2010 bis
20.02.2011), Freiburg 2010.

Am Anfang war die Litfasssäule. Illustrierte deut-
sche Reklamegeschichte, Darmstadt 2006 (zus.
mit V. Ilgen)

Marken, Moden und Kampagnen. Illustrierte
deutsche Konsumgeschichte, Darmstadt 2003.

Jagd auf den Sarotti-Mohr. Von der Leidenschaft
des Sammelns, Frankfurt 1997.

Lyrik:

Seelenkurort Weimar 2000 (Satire über Weimar
als zukünftige Kulturhauptstadt, 1990 geschrie-
ben, 1999 von der Realität eingeholt), in: Badische
Zeitung vom 4 – 5. August 1990

Mein Gusszylinder, mein Über-Ich (Verssatire über
den Sammel-Wahn): in Volker Ilgen/Dirk Schindel-
beck: Jagd auf den Sarotti-Mohr. Von der Leiden-
schaft des Sammelns, Fischer-Taschenbuch-Verlag,
Frankfurt 1997, S. 201 – 212.

Schöpfungsmythos und Goldenes Zeitalter. Unse-
re Nachkriegsgeschichte als Heldenepos, in: FO-
RUM Schulstiftung Nr. 42, Mai 2005, S. 53 – 74

Nach dem Spiel ist vor dem Spiel, in: Günter Gu-
ben (Hg.): „Zur Zeit. Anthologie des
Stuttgarter Schriftstellerhauses“, Edition Ka-
nalstr. 4, Stuttgart 2008, S. 158 – 163.

Petra Urban

Dr. phil. Petra Urban, 1957 in Dohna/Pirna geboren, ist aufgewachsen in Düsseldorf, wo sie Germanistik und Philosophie studierte. Seit 1992 lebt sie als freie Schriftstellerin in Bingen am Rhein. Sie hält Vorträge zu literarischen und lebensphilosophischen Themen und ist Dozentin für Literatur an der Akademie des Bistums Mainz.

Veröffentlichungen:

Romane, Erzählungen, Kurzgeschichten und Lebensphilosophisches.

Barbara Zeizinger

Geboren 1949 in Weinheim an der Bergstraße, studierte Germanistik, Geschichte und Italienisch, lebt in Alsbach-Hähnlein bei Darmstadt. Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller (VS), in der Hessischen Literaturgesellschaft, und in der Europäischen Autorenvereinigung „Die Kogge“

- Nr. 1 Literatur in der Erwachsenenbildung
- Nr. 9/10 Ökologie lernen
- Nr. 12/13 Ehe und Familie
- Nr. 14/15 Altenbildung
- Nr. 17/18 Frauenbildung
- Nr. 23 Mutter-Kind-Gruppen
- Nr. 25/26 Feministische Frauenbildung
- Nr. 27 Offene Erwachsenenbildung
in katholischer Trägerschaft
- Nr. 28/29 Religiöser Tanz
- Nr. 31/32 Gotteskrise?
- Nr. 33/34 Dokumentation 25 Jahre
Diözesanbildungswerk
- Nr. 37 Älter werden – Leben gestalten
- Nr. 38/39 In Beziehungen leben – Familie
zwischen Chaos und Utopie
- Nr. 40/41 Den Rollenwandel begleiten
- Nr. 42/43 Im Übergang dazwischen
- Nr. 44/45 Schattenfrauen und Lichtgestalten –
Eine Arbeitshilfe
- Nr. 46/47 Heilen
- Nr. 48/49 Glaubenssache. Zum Abschied
von Wolfgang Wieland
- Nr. 50/51 Alle meine Füllfedern haben
aufgehört zu schreiben ...

- Nr. S 20 Jahre Bildungswerk (Sondernummer)
- Nr. S Handbuch Qualitätsentwicklung
(Sondernummer)



Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
Jahnstraße 30
70597 Stuttgart
Telefon: 0711/97 91-211
E-Mail: keb@bo.drs.de